

Der Westpreuße

Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion



 UNSER
DANZIG

74. Jahrgang Heft 1 Frühjahr 2022 € 9 (D) 35 zł (PL)



Westpreußen-FOKUS
Der Deutsche Orden

BIER AUS WESTPREUSSEN
Die Brauerei Höcherl in Culm

AUS DEM INHALT

6

VORSPANN

- 3 vorab
- 4 Auf ein Wort

PANORAMA

- 5 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing, Marienburg sowie Thorn und Kujawien-Pommern

Westpreußen-FOKUS

- 8 DER DEUTSCHE ORDEN

AUSSTELLEN UND ERFORSCHEN

- 21 Aus dem Dornröschenschlaf erwacht: Das Berliner Hugenotten-Museum
- 22 Die Sonderausstellung *Cadinen. Des Kaisers Kunst und Kitsch* im Westpreußischen Landesmuseum
- 24 Ein formbarer, gar leerer Raum – Osteuropa als Kolonialgebiet des Deutschen Kaiserreichs?

GESCHICHTE UND KULTUR

- 25 Der Danziger Kalendermacher Paul Pater und sein *Kunst- und Tugend-Kalender*
- 28 Seine Häuser waren Anziehungspunkte. Der aus Westpreußen stammende Architekt Georg Falck
- 31 Vor 120 Jahren: Tarlatans, Wellengaze, Glanzstoffe – Maskeraden und Lustbarkeiten in Westpreußen
- 33 Zwei bayerische Braumeister und die zweitgrößte Aktienbrauerei Westpreußens – Die Brauerei Höcherl in Culm
- 37 IN DEN BLICK GENOMMEN: *Sieben Heringe* von Jürgen Wiebicke sowie *Pflaumenregen* von Stephan Thome
- 39 Ein „Neutöner“ aus Thorn. Zum 100. Geburtstag von Kazimierz Serocki
- 40 Der Passionsaltar Kaiser Wilhelms II. und die Kirche von Cadinen

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 43 Große Akzeptanz für Vertriebene. Hartmut Koschyk im Interview
- 44 Die Vielfalt nationaler Minderheiten in Europa. Schlaglichter ihrer Geschichte und Gegenwart
- 45 Dokumentation von thematisch wichtigen Aussagen des Koalitionsvertrages

RUBRIKEN

- Neuerscheinungen (46)
- Impressum / Autorinnen und Autoren (47)
- Zum Beschluss (48)

TITELBILD Abendmahlsdarstellung von der Predella des Passionsaltars im Chorraum des Doms von Marienwerder (Ausschnitt). FOTO: URSULA ENKE

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der letzten drei *Westpreußen*-Ausgaben:

- 📖 Herbst 2021: heft-3-2021-tra
- 📖 Winter 2021: heft-4-2021-kkf
- 📖 Frühjahr 2022: heft-1-2022-kkk



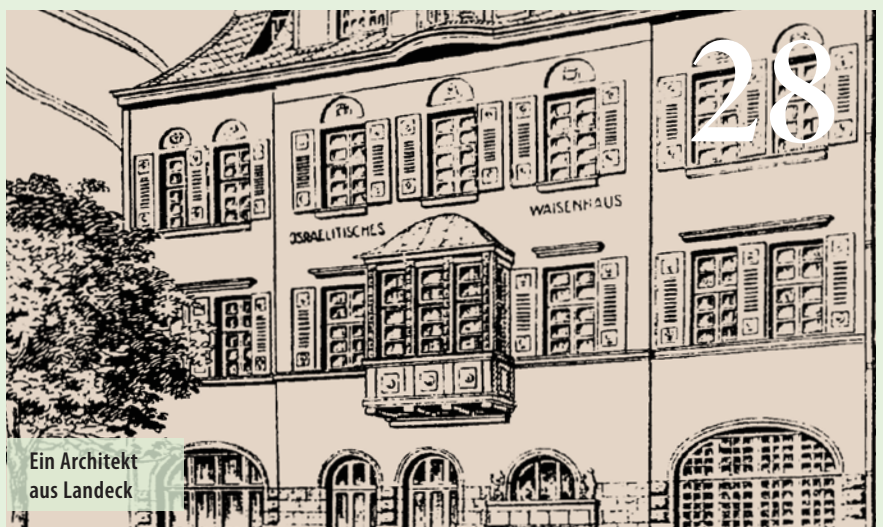
Kleine Kerle – große Wirkung



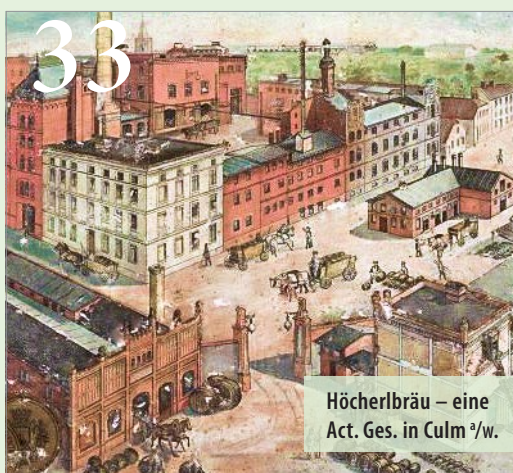
Kunst & Kitsch aus Cadinen



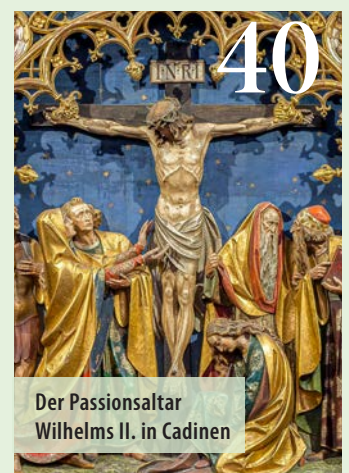
Weltwissen in einem Kalender von 1722



Ein Architekt aus Landeck



Höcherlbräu – eine Act. Ges. in Culm 1870.



Der Passionsaltar Wilhelms II. in Cadinen

Das Jahresarhaltsverzeichnis 2021
folgt in der nächsten Ausgabe



FOTO: WIKIMEDIA COMMONS CC

8 Von einer hohen Warte aus schildert und würdigt Udo Arnold **Die Bedeutung des Deutschen Ordens für die Entwicklung des Ostseeraumes** und gibt mit diesem differenzierten Panorama der geschichtlichen Prozesse und dominierenden Kräfte eine grundlegende Einführung in das FOKUS-Thema dieser Ausgabe.

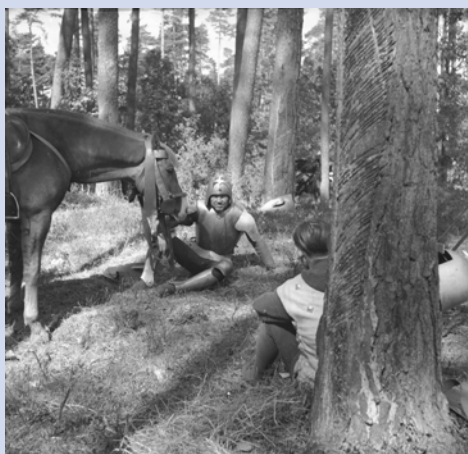


FOTO: CHRISTOFER HERRMANN

13

Die Festungsbauten des Deutschen Ordens bilden die unübersehbaren und bis heute Respekt einflößenden Monumente seines Wirkens. In seinem Beitrag über **Die Architektur der Burgen im Preußenland** gibt Christofer Herrmann Einblicke in deren Funktionen und historisch variierende Typen.

17



QUELLE: NARODOWE ARCHIWUM CYFROWE

Reziprok zur nationalistischen „Besetzung“ des Deutschen Ordens seit dem Kaiserreich entwickelte sich in Polen ein Gegenbild. Dessen Grundmuster erschließt Magdalena Saryusz-Wolska in ihrem Artikel **Der Inbegriff des Bösen. Aleksander Ford verfilmt Henryk Sienkiewiczs Kreuzritter**.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

zwei lange Jahre hat uns alle die Covid-19-Pandemie in Atem gehalten. Nun aber erscheint diese Bedrohung kaum noch gravierend: Ein kriegerischer Überfall auf einen europäischen Nachbarstaat – diesen Vorgang konnte kaum jemand für möglich halten, und er hat, da er nun doch in beklemmender Weise Wirklichkeit geworden ist, uns alle dazu gebracht, noch einmal die Maßstäbe, nach denen wir unsere Prioritäten setzen, kritisch zu überprüfen.

Da die Disposition der vorliegenden Ausgabe bereits vor dem 24. Februar fertiggestellt war, konnten sich die aktuellen Ereignisse im östlichen Europa nicht mehr tiefgreifend darauf auswirken. Wohl aber wandelte sich zum einen der bereits fertig redigierte Beitrag „Auf ein Wort“ von einer politischen Warnung zu einer präzisen Analyse des skrupellosen Aggressors. Zum anderen haben wir uns in diesen Zeiten außerstande gesehen, dem Heft eine unbekümmerte Betrachtung zum „guten“ Schluss mit auf den Weg zu geben, und wollen es deshalb lieber mit einem nachdenklich stimmenden, frühneuzeitlichen Text über Krieg und Frieden beschließen.

Ansonsten hoffen wir, dass wir Ihnen jenseits dieser beklemmenden Situation mit der aktuellen Nummer neuerlich eine abwechslungsreiche Folge von interessanten Artikeln bieten können. Dabei freuen wir uns insbesondere darüber, dass nach vielen Jahren wieder die Rubrik „Aus der Arbeit des Westpreußischen Landesmuseums“ erscheint und wir zuversichtlich erwarten, dass damit der Neubeginn eines regelmäßigen, fruchtbaren Kontakts markiert wird.

Nicht zuletzt ist es uns ein Bedürfnis, an dieser Stelle ein Mitglied unseres Teams hervorzuheben, das aufs engste mit der Redaktion zusammengearbeitet, Ihnen aber stets nur mittelbar begegnet. Wir sprechen von Dirk Kohlhaas, der in der vorletzten März-Woche sein 50. Lebensjahr vollendet. Er hat vor bald zehn Jahren die Verantwortung für das Layout unserer Zeitung übernommen, und nach einigen vorsichtigen Modernisierungsansätzen wurde er ab 2016 zum entscheidenden Partner bei allen Bemühungen, das Erscheinungsbild des *Westpreußen* tiefgreifend zu erneuern. Dafür sind wir ihm in hohem Maße dankbar, sagen ihm zu seinem Geburtstag die allerbesten Glückwünsche und wollen der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass es ihm weiterhin Vergnügen bereitet, mit seinen professionellen grafischen Kompetenzen und originellen ästhetischen Gestaltungsideen das tragende Fundament für unsere Arbeit zu schaffen.

In der Hoffnung auf eine gesunde und bald friedvollere Frühlingzeit grüßt Sie herzlich

Ihre DW-Redaktion

AUF EIN WORT



Von Bernd Posselt

Bernd Posselt ist Präsident der Paneuropa-Union Deutschland und Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe. Von 1994 bis 2014 war er Mitglied des Europäischen Parlamentes.

Wer rasselt mit dem Säbel?

Seit Wladimir Putin Ende letzten Jahres begonnen hat, 120.000 Mann Elite-Kampftruppen und schweres Kriegsgeschütz auf drei Seiten des ukrainischen Staatsgebietes in Stellung zu bringen, wird immer wieder vor einem „Rückfall in den Kalten Krieg“ gewarnt. Dabei ist es spätestens seit der völkerrechtswidrigen und gewaltsamen Annexion der Krim im März 2014 kein Kalter Krieg mehr, sondern ein heißer, in dem bereits Tausende Menschen gestorben sind. So richtig wurde mir dies vor einigen Jahren bewusst, als ich bei einer Adventsfeier im westukrainischen Lemberg die Festrede hielt. Die beiden jungen Frauen, die die Versammlung leiteten, wussten an diesem Abend nicht, ob ihre Ehemänner zu Weihnachten wohl Fronturlaub bekämen. Selbstverständlich schwang dabei die tiefe Angst mit, sie könnten auch fallen.

Was aber bezweckt Putin wohl mit dieser langfristig geplanten und geduldig vorangetriebenen Aggression? Neben geostrategischen und energiepolitischen Zielen verfolgt er auch solche, die tief an die Gefühlswelt seiner Landsleute und vor allem an seine eigene rühren: Eingliederung der Ukrainer, die von den wenigsten Russen als wirklich eigenständiges Volk angesehen werden, in die „Einheit der Ostslawen“; Zerstörung der Europäischen Union; und Wiederherstellung einer Art von Sowjetunion, deren Ende vor dreißig Jahren der russische Herrscher als die „größte Katastrophe des 20. Jahrhunderts“ bezeichnet hat.

Wie immer begleitet der KGB-Mann seine militärische mit einer Propaganda-Offensive: Die Krim sei ur-russisches Territorium, wird da behauptet. Dabei war die Halbinsel eine koloniale Eroberung des zaristischen Russland. Dessen Truppen zerstörten das 350 Jahre alte Khanat der Tataren und russifizierten die Region. Die teils gewaltsame, teils schleichende Vertreibung der tatarischen Bauern, die 1784 begann, fand unter Stalin eine besonders grausame Fortsetzung, der die Reste dieses Turkvolkes nach Zentralasien deportieren ließ. Erst in der Gorbatschow-Ära konnten die Tataren zurückkehren und machen wieder 17 Prozent der Bevölkerung in der alten Heimat aus.

Solange die Krim eine autonome Region in der Ukraine mit einem eigenen Parlament war, verfügten alle Volksgruppen über Abgeordnete dort sowie über ein muttersprachliches Schulwesen. Die nach der Annexion 2014 von Putin eingesetzte Spitze, die das einst blühende Land gleichschaltete, war selbst für die Russen auf der Halbinsel nicht repräsentativ, sondern besaß bis dahin als Splittergruppe nur drei von 100 Regionalmandaten. Die Tataren werden nunmehr wieder brutal verfolgt, ihre Repräsentanten verschwinden oftmals spurlos.

Viel zu wenig bekannt ist auch, dass der Zerfall der Sowjetunion 1991 – ich war damals an Ort und Stelle – dadurch erfolgte, dass Jelzins Russland seinen Austritt aus der UdSSR erklärte. Der Kreml erkannte in dieser dramatischen Wendezeit die territoriale

Integrität der Ukraine einschließlich Krim und Donezbecken in aller Form an und wiederholte dies in den Folgejahren mehrfach: in der OSZE-Charta von Paris, in den beiden Abkommen über die Stationierung der russischen Schwarzmeerflotte in Sebastopol, vor allem aber im Memorandum von Budapest. Letzteres regelte die Abgabe jenes Großteils von sowjetischen Atomwaffen, der auf ukrainischem Gebiet verblieben war, und ihre Vernichtung. Als Gegenleistung verpflichteten sich alle Signatarmächte, darunter Russland, feierlich, die Grenzen der Ukraine nicht nur zu respektieren, sondern zu garantieren und zu schützen – was Putin dann in zynischer Weise gebrochen hat.

Zur Rechtfertigung werden von Moskau und seinen Lautsprechern im Westen die wildesten Legenden aufgetischt: Russland müsse sich vor Einkreisung durch die NATO schützen; in Kiew regierten Faschisten; der Westen habe sich Anfang der neunziger Jahre verpflichtet, die NATO nicht weiter nach Osten auszudehnen; und die EU sei bestrebt, in aggressiver Weise neue Mitglieder zu werben. Was die Einkreisung betrifft, muss man nur eine Landkarte betrachten: Die Russische Föderation reicht von Ostpreußen bis Wladiwostok, und nicht einmal China könnte das Land von allen Seiten bedrohen, geschweige denn die NATO, selbst wenn sie dies wollte. Die Ukraine hingegen ist von russischen Truppen umzingelt. Kiew ist zwar noch längst nicht die Hauptstadt einer perfekten Demokratie, doch die Maidan-Bewegung, die im Zeichen der Europafahne demonstrierte, hat einen Reformprozess eingeleitet, der in enger Zusammenarbeit mit der EU eindrucksvolle Fortschritte macht, während sich die Putin-Diktatur in einer Rückwärtsentwicklung mit massiver Verfolgung der Opposition befindet. Aus Gesprächen mit führenden Zeitzeugen – allen voran Helmut Kohl – weiß ich, dass ein Versprechen, die NATO nicht nach Osten auszudehnen, niemals gegeben wurde. Es wäre als Verabredung zu Lasten Dritter auch völkerrechtlich nichtig gewesen, denn jeder souveräne Staat genießt Bündnisfreiheit. Zudem haben die Staats- und Regierungschefs der EU keinesfalls versucht, die Ukraine als Mitglied zu werben, sondern sie im Gegenteil weit von sich geschoben, bis sie das Europaparlament zu einem Minimum an Solidarität zwang.

Nicht die Ukraine gefährdet die Existenz Russlands, sondern Russland die Existenz der Ukraine. Deshalb ist es abenteuerlich, wenn der ehemalige Bundeskanzler Gerhard Schröder, der sich in den Diensten des russischen Energieriesen Gazprom befindet, fordert, Deutschland und der Westen sollten das „Säbelrasseln der Ukraine“ stoppen. Ohne Solidarität mit Kiew lässt sich der Friede nicht wiederherstellen. Der von Helmut Schmidt und Helmut Kohl unterstützte NATO-Doppelbeschluss, gepaart mit Gesprächsbereitschaft, führte zur Freiheit und Einheit Europas – und nicht die von manchen damals propagierte Bereitschaft, sich dem russischen Vorherrschaftsstreben zu beugen.

st

Notizen aus...

der Dreistadt

NEUER LANGER MARKT Schon seit dem letzten Jahr wird in der Fußgängerzone des Langer Markts gearbeitet. Bei dieser Maßnahme, die viele schon für überfällig gehalten haben, werden die Gehwegplatten in drei Etappen erneuert. „Wir sind bestrebt“, sagte Magdalena Kiljan, die Pressesprecherin des Wege- und Grünflächenamtes, „die Einwohner und Besucher der Stadt während der notwendigen Bauarbeiten so wenig wie nur möglich zu belästigen“. Deshalb sind die Abschnitte zusätzlich in einzelne Quadrate aufgeteilt, so dass für Fußgänger stets ein Passieren gewährleistet bleibt. In die Planung und Durchführung ist selbstverständlicher Weise auch die Denkmalbehörde eng mit eingebunden. Bei der Wahl der Gehwegplatten fiel die Entscheidung auf skandinavischen Granit in verschiedenen Pastellfarben. Die Danzig-Besucher können somit schon auf den ästhetischen Eindruck des Gesamtbildes gespannt sein. Plangemäß sollen die Arbeiten bis zum 20. Juni dieses Jahres – und somit kurz vor dem Beginn der Schulferien – abgeschlossen werden.

OBDACHLOSEN-HILFE Bereits zum dritten Male ist den Winter über der SOS-Bus in Danzig unterwegs. Seit dem 11. November und noch bis zum 31. März fährt er Tag für Tag, finanziert und organisatorisch begleitet von der städtischen Familienhilfe, durch die Straßen der Stadt, um Obdachlose medizinisch sowie bei administrativen Problemen wie der Beantragung von Sozialhilfe zu

INTERNATIONALE KOOPERATION

Auf der CRIST-Werft in Gdingen wurde das erste von zwölf Schiffen des gleichen Typs auf Kiel gelegt. Es handelt sich um technisch avancierte *Mine Countermeasures Vessels* (MCMV), spezielle, mit Über- und Unterwasserdrohnen ausgestattete Kriegsschiffe, die die Funktionen sowohl der Minensuche wie der Minenjagd übernehmen und im Rahmen eines MCMV-Modernisierungsprogramms paritätisch für die belgische sowie die niederländische Marine gebaut werden. In einem Rhythmus von sechs Monaten soll jeweils eines der Schiffe fertiggestellt werden. Dabei kooperiert die Werft mit dem französischen Zweig der „Naval Group“. Diese Zusammenarbeit besteht bereits seit 2019 und erhöht, worauf Maciej Wasilewski, der Leiter der Marketing-Abteilung von CRIST, eigens hinwies, spürbar das Prestige der polnischen Werft.



Bug- und Heck-Ansicht des MCMV-Typus

unterstützen und sie vor allem mit Essen und warmer Kleidung zu versorgen. Er hält an vier Stationen jeweils für 45 Minuten und beendet seine Fahrt am Nachtsyl in der Nähe der Bastion Maidloch. Bei jedem Einsatz suchen ihn 50 bis 60 Obdachlose auf, deren Gesamtzahl in der Stadt auf 1.000 Personen geschätzt wird. In der kalten Jahreszeit 2020/21 wurden 17.339 warme Mahlzeiten ausgegeben und 1.674 warme Kleidungsstücke verteilt. Bei ihren Kontakten mit den Hilfsbedürftigen finden die Sozialarbeiter, wie Małgorzata Niemcewicz, die Leiterin der Familienhilfe, betont, immer wieder bestätigt, dass Alkohol selten die Ursache der Obdachlosigkeit, sondern allermeist deren Folge ist. – Der SOS-Bus soll seine Fahrten auch im nächsten Winter wieder aufnehmen.

LATARNIA MORSKA EN MINIATURE Tomasz Oldziejewski, der (wie DW 1/2021 berichtet hat) erst vor kurzem mit seinem Bernstein-Modell der TITANIC einen Eintrag in das *Guinness Buch der Rekorde* erreicht hat,



Links: Der Schöpfer und sein neues Werk – Rechts: Das wieder bis in Details hinein liebevoll gestaltete Modell

macht schon wieder von sich reden: Der Modellbauer, ein gelernter Schmied, hat jetzt den Leuchtturm von Hela nachgebildet und dabei 50 kg Bernstein verarbeitet. Bei einer Höhe von immerhin 211 cm wird es bislang kaum vergleichbare Objekte geben, so dass vermutlich bald ein weiterer Guinness-Eintrag fällig wird.

Peter Neumann

Elbing

FRAGMENTE



Bei archäologischen Arbeiten in der Altstadt wurde Anfang Februar zwischen der Spiering- und der Wilhelmstraße eine Reihe von architektonischen Bruchstücken gefunden, die eindeutig dem Giebel des „Kamelhauses“ – eines der schönsten Giebelhäuser Elbings – zugeordnet werden können. Zudem wurden auch Elemente von der

Balustrade des Beischlags entdeckt. Das Kamelhaus, das Haus Spieringstraße Nr. 30, war 1651 errichtet worden, wurde oftmals umgestaltet und brannte 1945 weitestgehend nieder. Teile der Fassade einschließlich des Portals blieben erhalten, gingen in den 1960er Jahren aber verloren. Gegenwärtig befindet sich eine Rekonstruktion des früheren Zustandes in Vorbereitung. Die jetzt erfreulicherweise geborgenen Fragmente sollen höchstwahrscheinlich in die Obhut des Archäologisch-Historischen Museums gegeben werden.

FREIBAD Seit über zehn Jahren gibt es in der Stadt kein Freibad mehr. Die 1934 eröffnete städtische Anlage, die mit einer 3,4 ha großen Freifläche damals in Europa ihresgleichen suchte, wurde mit dem Wasser der Hommel betrieben. 2011 aber musste es zunächst wegen einer hohen bakteriellen Belastung geschlossen werden; danach verhinderte der insgesamt schlechte bauliche Zustand eine Wiedereröffnung dauerhaft, so dass

das Grundstück brachlag und zusehends verwilderte. So lag es nahe, dies ganze Gelände umzuwidmen und dort eine Wohnsiedlung zu errichten.

Solchen Plänen haben die Einwohner aber beharrlich widersprochen, weil sie nicht nur die 2025 in unmittelbarer Nachbarschaft gebaute Schwimmhalle „Dolinka“ nutzen, sondern zusätzlich vor allem während der Sommermonate auch die Vorzüge eines Freibads genießen wollten. Im Januar 2022 hat Stadtpräsident Witold Wróblewski nun bekanntgegeben, dass auf dem



Gebiet des alten Freibades ein neuer Komplex mit mehreren Becken entstehen soll, der dann gemeinsam mit der Schwimmhalle und dem Park an der Hommel ein breites Spektrum von Freizeit- und Erholungsmöglichkeiten bietet. Obwohl die Dimensionen und die Ausstattung der geplanten Anlage keine einhellige Zustimmung gefunden hat, will der Stadtpräsident auf öffentliche Anhörungen verzichten, weil es sich – so lautet sein Argument – nicht primär um eine Neukonzeption, sondern eher um eine Wiederherstellung des alten Freibades handele.

LICHT UND SCHATTEN Für die Berufsfeuerwehr hat das neue Jahr sehr gut begonnen: Am 4. Februar fand die feierliche Übergabe von vier Einsatzwagen statt, die technisch den aktuellen Standards genügen. Diese Gabe war äußerst kostspielig, denn die Regierung in Warschau, die Woiwodschaft Ermland-Masuren sowie der Kreis mussten dafür insgesamt 2,2 Mio. Złoty aufbringen. Das Jahr 2022 wird noch eine weitere, im Grunde erfreuliche Veränderung mit sich bringen: Da der Bau der neuen Feuerwache in der Weingartenstraße (der heutigen



FOTO: MAREK LEWANDOWSKI, QUELLE: PORTAL GOV.PL

ul. Łęczyczka) weitgehend fertiggestellt worden ist, kann der Umzug noch in diesem Jahr erfolgen. Diese Pläne treffen allerdings nicht auf uneingeschränkten Beifall, denn Kritiker weisen schon seit längerem darauf hin, dass die Weingartenstraße verhältnismäßig eng sei und sich der Verkehr zu Stoßzeiten dort regelmäßig stauet.

Bartosz Skop

Marienburg

MARIANEK Wer aufmerksam durch die Stadt geht, wird an einigen Stellen einen lustigen Gesellen entdecken, der an das Maskottchen von Malbork erinnert und bislang den Namen „Marianek“ trägt. (Marian ist die männliche Variante von Maria, und als Diminutiv ergibt sich dann die Koseform „Marianek“.) Eine dieser Figuren hat vor dem Bahnhofsgebäude anscheinend einen Laternenmast erklommen, begrüßt von dort aus alle Ankommenden und lädt sie zum Besuch der Stadt ein. Eine andere sitzt auf der Rückenlehne einer Bank vor dem Stadtmuseum, vertieft sich in einen Folianten, den sie auf dem Schoß hält, und möchte wohl dazu inspirieren, sich eingehender mit der reichen Geschichte der Stadt zu beschäftigen. Die dritte schließlich steht auf der Mauerbrüstung der Fußgängerbrücke über den Juranda-Kanal und lenkt die Aufmerksamkeit der Passanten nochmals eigens auf die Festungsanlagen und den Eingang zum Schlossmuseum.

Die hübschen Kleinplastiken, die der Bildhauer Andrzej Doliński geschaffen hat, sollen möglicherweise



weitere Kumpane erhalten, die die Einwohner und Besucher auch noch an anderen markanten Punkten der Stadt erfreuen. Überdies werden die Marianek-Figuren in das Stadterkundungsspiel eingegliedert werden, das noch in diesem Jahr online verfügbar sein soll. Dabei erhalten die einzelnen Stationen QR-Codes, über die dann Wissenswertes über Marienburg vermittelt oder den Teilnehmern auch Aufgaben gestellt werden. Dieses Spiel ist ein Teil des umfangreichen mehrjährigen polnisch-russischen Projekts zur Förderung des Erholungs- und Wassertourismus in Malbork und Swietlyj (Zimmerbude).

Bis zur Eröffnung des Spiels ist freilich auch noch zu klären, welchen Namen die kleinen, nur vorläufig „Maria-



nek“ genannten Kerle endgültig tragen sollen. Hier sind die Bürger aufgerufen, Ideen zu entwickeln und Vorschläge zu unterbreiten. Daraus eine Wahl zu treffen, die möglichst viele überzeugt, dürfte vermutlich keine leichte Aufgabe sein.



FOTOS: TOMASZ SUEKOWSKI

MALBORK



FOTO: TOMASZ SUEKOWSKI

Zunächst musste der Denkmalpfleger noch den Fall ausführlich prüfen; nachdem er aber nun seine Zustimmung gegeben hat, wird seit dem 25. Januar auch in Marienburg der Stadtname in hohen dreidimensionalen Buchstaben zum Leuchten gebracht. Die veranschlagten Kosten von 25.000 Złoty erhöhten sich auf immerhin

40.000 Złoty; ungeachtet der Verteuerung sind alle Beteiligten jetzt zufrieden, dass die Installation an der ul. Piłsudskiego fertiggestellt worden ist. Solche großen Lettern sind schon an vielen Orten in Polen – und weltweit – errichtet worden und bewähren sich überall als Anziehungspunkt für Touristen, die sich an diesen Orten gerne ablichten lassen.

SCHUTZPATRONIN Auf eine Initiative des Ratscherrn Kazimierz Pietkiewicz hin hat der Stadtrat von Marienburg am 28. Oktober des letzten Jahres beschlossen, beim Heiligen Stuhl erwirken zu wollen, dass die Hl. Jungfrau Maria offiziell zur Schutzheiligen der Stadt erklärt wird. Diesem bindenden Auftrag entsprechend, hat Bürgermeister Marek Chazewski den Antrag formuliert und am 20. Dezember dem Bischof von Elbing überreicht. In seinem Schreiben erläuterte er die überragende Bedeutung dieses Patronats sowohl im Blick auf die geschichtlichen

Traditionen der Stadt wie auch für die Festigung und Wahrung der christlichen Werte in der Gegenwart.

Dr. Piotr Towarek, der Pressesprecher der Diözese teilte mit, dass die Kurie bereits mit dem Antrag befasst sei und sich der Bischof, der zunächst Dokumente prüfen und Gutachten von Historikern einholen wird, zur gegebenen Zeit dazu äußern werde. Danach kann die polnische Bischofskonferenz gebeten werden, durch eine Unbedenklichkeitserklärung („nil obstat“) die Eröffnung des Verfahrens in Rom zu ermöglichen – und erst daraufhin wiederum wird der Heilige Stuhl die eingehende Prüfung des Anliegens aufnehmen. Angesichts dieses Ablaufschemas ist leicht verstehbar, warum sich Dr. Towarek außerstande sah, eine Prognose zu stellen, wann mit einer Entscheidung des Papstes zu rechnen sei.

Marek Dziedzic

Thorn und Kujawien-Pommern

RUNDERNEUERUNG



Die Fassade des Artushofes wird gegenwärtig von Baugerüsten verdeckt, denn 25 Jahre nach der letzten Instandsetzung ist jetzt eine grundsätzliche Renovierung des prachtvollen Gebäudes vonnöten, zumal schon vor drei Jahren ein größeres Stück Putz auf die Straße gefallen war und deshalb im oberen Bereich ein Schutznetz angebracht werden musste. Gemeinsam mit dem Marschallamt der Woiwodschaft hatte sich das Kulturzentrum Artushof frühzeitig um die Finanzierung des Projekts bemüht, und es gelang, dafür von verschiedenen Geldgebern – vornehmlich vom Europäischen Entwicklungsfonds – über drei Mio. Złoty – einzuwerben. Die unter strenger Aufsicht des Denkmalkonservators entwickelten Pläne sehen sowohl die Renovierung der Fassade als auch die Neuabdichtung aller Fenster vor. Zudem sollen der große Saal und die Galerie neuen Glanz erhalten, wozu nicht zuletzt die Modernisierung der elektrischen Leitungen sowie die Erneuerung der Beleuchtungs- und Soundanlagen beitragen werden. Sofern die Witterung keinen Strich durch diese Rechnung macht, können die Arbeiten bereits im Mai abgeschlossen werden.

WEITERHIN SCHIEF! Wie ein Lauffeuer verbreitete sich am Montag, dem 17. Januar, die Nachricht, dass der Schiefe Turm saniert und geradegestellt würde. Der Grund dafür war ein Beitrag, der vom „Touristischen Service Thorn“ (Toruński Serwis Turystyczny) auf Facebook veröffentlicht worden war. Dort wurde festgestellt, dass die Neigung zur Straßenseite inzwischen 5°13'15" betrüge – was bei einer Gebäudehöhe von 15 m immerhin 146,2 cm Abweichung von der Senkrechten entspräche – und Experten deshalb Vorbereitungen zur bautechnischen Rettung des Gebäudes getroffen hätten. Die Einwohner der Stadt wollten dieser Information allerdings keinen Glauben schenken, denn der alte Wehrturm, der späterhin zu Wohnzwecken umgebaut worden war und sich, da er auf instabilem Grund errichtet worden war, immer weiter geneigt hatte, bildet doch eine der herausragenden Touristen-Attraktionen der Stadt.



Virtuelle 3D-Entwurfszeichnungen der Anlage und der beiden Gebäude

THORN-OST Seit einiger Zeit erweitert sich die Stadt äußerst dynamisch in östlicher Richtung. Im neuen Industriegebiet „Toruń-Wschód“ (Thorn-Ost) – oder, wie man in der Stadt sagt, im Thorner „Abessinien“ – nehmen viele bekannte Firmen ihren Sitz. Eine von ihnen ist das Unternehmen *Mega Giga Board* (M.G.B.), das multifunktionale Baugerüste vermietet; es wurde im Jahre 2002 gegründet, hat sich seitdem op-

Glücklicherweise wurde das Gerücht aber bald von der Pressesprecherin der Stadtverwaltung dementiert. Sie beruhigte die Gemüter, indem sie offiziell erklärte, dass die Baugerüste, die gegenwärtig am Schiefen Turm auf-



timal entwickelt und große wirtschaftliche Erfolge erzielt. Im Jahre 2020 kaufte sie von der Stadt für 616.000 Złoty ein über 5.000 m² großes Grundstück an der Świdnicka-Straße, und dort entstehen jetzt seit einigen Monaten ein modernes Bürogebäude und eine Lagerhalle. Solche Ansiedlungen bestätigen die Bemühungen der Stadt, „Abessinien“ durch Investitionsangebote für große Firmen attraktiv zu machen.

gestellt worden seien, lediglich der Renovierung der Fassade und der Reparatur des Dachs dienten – und keinerlei weitere Rettungsmaßnahmen oder gar „Beogradigungen“ geplant seien.



FOTOS: PIOTR OLECKI

Impressionen von den Dreharbeiten

BARBARKA 1939 Das „Filminstitut der Historischen Gesellschaft“ (Instytut Filmowy Unisławskiego Towarzystwa Historycznego) aus Unisław dreht einen Dokumentarfilm mit dem Titel *Barbarka 1939*. Er thematisiert die Ereignisse, die sich im Herbst 1939 in den Wäldern des Thorner Vororts Barbarka zugetragen haben: Durch Massaker, die von Mitgliedern des „Volksdeutschen Selbstschutzes“ im Rahmen der „Intelligenzaktion“ durchgeführt wurden, kamen rd. 600 Polen und Polen ums Leben. Darunter waren vornehmlich Juristen, Priester, Lehrer, Handwerker und Landwirte.

Das Drehbuch entstand aufgrund von eigenen Archivrecherchen, die über 100 Aufnahmen der Opfer, Chroniken und Notizen aus der Kriegszeit sowie bis jetzt noch nicht publizierte Aufnahmen von der Exhumierung der Toten im Jahre 1945 zu Tage förderten. Dabei wurde das Institut von vielen Organisationen und Institutionen unterstützt: von Gemeindeämtern, Bibliotheken, Museen

und Kirchen, von den Medien sowie von privaten Personen, nicht nur aus Polen, sondern auch aus Deutschland, England und den USA. Zudem hatten die Filmemacher persönliche Erinnerungen von etwa 30 Zeitzeugen, meistens Familienangehörigen der Mordopfer, sowie Interviews mit Historikern zur Verfügung. Schließlich verfolgt das Regie-Team auch den Ansatz des Dokudramas, den Film den Eindruck größerer Unmittelbarkeit erwecken zu lassen: in einer Reihe nachgestellter Szenen kommen etliche Statisten und Reenactment-Gruppen aus der Stadt und dem Umland zum Einsatz.

Das Filminstitut aus Unisław hat schon drei vergleichbare Dokumentarfilme realisiert, und zwar: *Karolewo 1939*, *Dąbrowa 1939* und *Szpegawsk 1939*. Die Film-
premiere *Barbarka 1939* ist für Oktober 2022 vorgesehen.

Piotr Olecki



Entwurf des Filmplakats

DIE BEDEUTUNG DES DEUTSCHEN ORDENS FÜR DIE ENTWICKLUNG DES OSTSEERAUMES

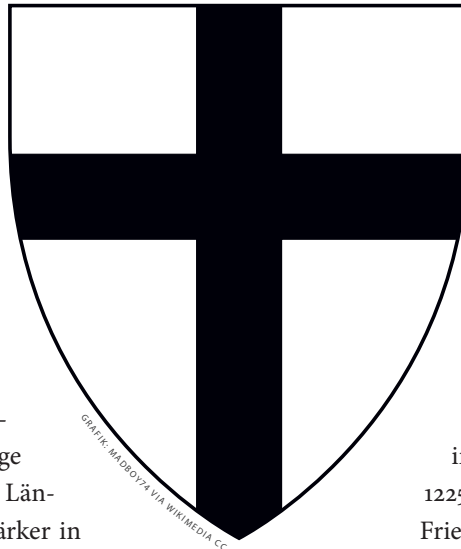
Von Udo Arnold

Anwege und Optionen

Die Region, die viel später den Namen Westpreußen erhielt, lag vor der Ankunft des Deutschen Ordens im 2. Viertel des 13. Jahrhunderts weit entfernt von den christlichen Vorstellungen, die sich eher dem Mittelmeerraum als dem Ostseeraum zuwandten, wenngleich die Gebiete dem Kaufmann durchaus bekannt waren. Die Kreuzzugsideologie richtete sich aber inzwischen nicht mehr nur auf das Heilige Land, sondern generell auf nichtchristliche Länder. Damit geriet auch der Ostseeraum stärker in den Fokus. Längst waren Mission und politische Unterwerfung als territoriale Erweiterung eines Herrschaftsraumes gleichgesetzt. Kreuzzugsideologie und Territorialdenken deckten sich.

Bislang hieß die führende Macht im Ostseeraum Dänemark. Das Königreich griff zu Beginn des 13. Jahrhunderts intensiv nach Osten aus, Livland hieß das Ziel. Vom damals unter dänischer Herrschaft stehenden Erzbistum Lund (Schweden) wurde das Bistum Reval am Finnischen Meerbusen 1219 begründet. Von der Wesermündung her erfolgte der Ausgriff auf die Dünamündung, das Erzbistum Hamburg-Bremen erhoffte sich mit der Gründung des Bistums Riga zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein neues Einflussfeld. Auch Kaiser und Papst richteten in den 20er Jahren ihre Aufrufe in Regionen, in denen sie nicht zu spät kommen wollten beim Erschließen neuer Machtbereiche. Am wenigsten betroffen von diesem Ausgreifen war noch das Land zwischen Weichsel und Memel.

Polen hatte seit der Mitte des 12. Jahrhunderts die Herrschaftsform des Seniorats: Der jeweils Älteste der verzweigten Piastensippe sollte König sein, die Oberherrschaft rotieren, damit kein Zweig der Familie die anderen dominierte. Diese Theorie ließ sich in der Praxis jedoch nicht durchführen. Der Kampf um die Führungsposition kannte daher zu Beginn des 13. Jahrhunderts zwei piastische Kraftfelder: Schlesien und Masowien-Kujawien, also im Süden und im Norden Polens. Masowien hatte einen Nachteil und einen Vorteil zugleich – in den Prußen besaß es heidnische Nachbarn. Ließen sie sich unterwerfen und taufen, besaß Herzog Konrad von Masowien ein entscheidendes Plus gegenüber seinem Vetter Herzog Heinrich I. dem Bärtigen von Schlesien und damit den höheren Anspruch auf die gesamt-polnische Herrschaft.



Das Wappen des Deutschen Ordens

Doch inzwischen konnte der aus Pommerellen oder Kujawien kommende Zisterzienser Christian einige Täuferfolge in Preußen aufweisen, so dass der Papst ihn 1215 zum Bischof von Preußen ernannte. Aber der prußische Widerstand wuchs, nicht zuletzt durch den Plan einer Verbindung der Mission mit der Unterwerfung unter Masowien. Damit geriet Herzog Konrad selber in die Defensive. In dieser Situation suchte er 1225 Hilfe am Kaiserhof.

Friedrich II. geriet dadurch in eine Zwickmühle.

Zwar hatte er im Jahr zuvor ein Manifest an die baltischen Völker erlassen, das seine Interessen dort widerspiegelt. Doch sein bereits 1215 in Aachen gegebenes Kreuzzugsversprechen gegenüber der Kurie und seine nicht zuletzt mit der Heirat Isabellas von Brienne, der Erbin des Königreichs Jerusalem, in den Mittelmeerraum gerichtete Politik hatte Vorrang. In dieser Situation erhoffte er sich Unterstützung bei dem längst fälligen Kreuzzug ins Heilige Land durch den regierenden Landgrafen Ludwig von Thüringen, den Mann der später heiliggesprochenen Elisabeth von Ungarn. Ihm versprach er die Anwartschaft auf Preußen, das Ludwig sich nach dem Kreuzzug allerdings erst erobern müsste.

Die Thüringer hatten sich im Zuge der Thronfolgewirren zwischen Staufern und Welfen schließlich Friedrich II. zugewandt, und neben der versprochenen Eventualnachfolge in der Mark Meißen war dies die zweite Möglichkeit für die aufstrebende Landgrafschaft, eine wichtigere Rolle im Reichsgefüge einnehmen zu können. Wesentlich beteiligt an diesen Überlegungen auf einem Hoftag in Rimini 1226 war Hermann von Salza, von Hause aus thüringischer Ministeriale, Hochmeister des Deutschen Ordens und enger Berater des Kaisers.

Eine Seuche, der auch Ludwig 1227 zum Opfer fiel, verhinderte noch in Süditalien den Beginn von Friedrichs Kreuzzug. Das änderte jedoch nicht den ausgreifenden politischen Blick des Kaisers und des Hochmeisters. Der Deutsche Orden trat in die ursprünglich auf Landgraf Ludwig ausgerichtete Politik ein. Sie passte gut zu den Plänen des Hochmeisters, für seinen Orden ein eigenes Territorium zu erwerben.

Den ersten Erfolg versprechenden Ansatz hatte es im ungarischen Burzenland gegeben, in das er 1211 von König Andreas II. zum Kampf gegen die heidnischen Kumanen gerufen

Landnahme und Territoriausbau

Nachdem Friedrichs keineswegs unproblematisch verlaufener Kreuzzug nach Jerusalem 1229 mit kräftiger Unterstützung des Deutschen Ordens erfolgreich abgeschlossen worden war und 1230 die Aussöhnung des Kaisers mit dem Papst unter Vermittlung Hermann von Salza gelang, begann die Eroberung des Kulmerlandes und anschließend Preußens durch den Deutschen Orden. Die Prußen nahmen Bischof Christian 1233 gefangen und räumten damit den kirchenrechtlichen Konkurrenten des Ordens aus dem Weg, so dass 1234 die päpstliche Privilegierung des Ordens für sein Preußenunternehmen erfolgte („Rietibulle“). Rechtzeitig vor der Mündigkeit und damit der Möglichkeit eines Erbanspruchs Hermanns II. von Thüringen, des Sohnes und Erben Ludwigs und der 1234 heiliggesprochenen Elisabeth, stellte Friedrich II. 1235 sein Privileg für den Orden in Preußen aus („Rimibulle“). Es wurde auf den Hoftag von 1226 rückdatiert und besaß einen Inhalt, der für Ludwig sicher nicht geplant gewesen war. Der Orden hatte inzwischen ein päpstliches Lehnverbot, die Exemption, erhalten, und damit konnte Preußen nicht mehr Teil des Deutschen oder Römischen Reiches werden. Das wurde entscheidend für die preußische Entwicklung bis ins 19. Jahrhundert.

Die Unterwerfung des Landes zwischen Weichsel und Memel durch den Deutschen Orden fand in den nächsten fünf Jahrzehnten statt. Franziskaner und Dominikaner übernahmen die Mission. Durch die Inkorporation der livländischen Schwertbrüder in den Deutschen Orden 1237 kam Livland als Heidenkampffront hinzu, dessen Ostgrenze gegenüber dem Großfürstentum Nowgorod durch die Schlacht auf dem Peipussee 1242 für die folgenden Jahrhunderte fixiert wurde – bis in die Gegenwart als Grenze zwischen Estland und Russland. Als Teil der polnischen und jüngeren Rigaer Kirchenprovinz musste der Orden in Preußen den entstehenden Bistümern ein Drittel des eroberten Territoriums übergeben. Im Gegenzug versuchte der Orden, sich die Bistümer zu inkorporieren. Das gelang für Kulm, Pomesanien, Samland und Kurland, misslang für Ermland und die livländischen Bistümer. Im Ergebnis bedeutete das für Preußen ein weitgehend einheitliches Territorium unter der Oberhoheit des Ordens.

In Preußen erfolgte ein systematischer Territoriausbau. Die Prußen hatten nur eine lockere Stammesorganisation besessen, wengleich sie bereits weitgehend sesshaft und von einer Naturreligion geprägt waren, die durchaus Trinitätsvorstellungen kannte. Der Orden hatte sie nach dem ersten Aufstand im Christburger Frieden von 1249 als Partner akzeptieren müssen, sofern sie sich taufen ließen und seiner Herrschaft unterstellten. Damit war ein ethnisches Nebeneinander vorprogrammiert, das in den kommenden Jahrzehnten sich verstärken sollte infolge intensiver deutscher Siedlung. Mit der Eroberung des Herzogtums Pommern westlich der Weichsel mit seinem Hauptort Danzig zu Beginn des 14. Jahrhunderts kam ein erheblicher Anteil slawischer Untertanen hinzu; etliche hatte es bereits im Kulmerland gegeben. Doch aus diesem ethnischen Nebeneinander wurde ein Miteinander, es entstand der Neustamm der Prußen, der infolge wirtschaftlicher, rechtlicher und kultureller Dominanz



FOTO: JAN JERSZYŃSKI VIA WIKIMEDIA CC

Statue Hermanns von Salza, die gemeinsam mit Standbildern dreier weiterer Hochmeister – Albrecht von Brandenburg-Ansbach, Siegfried von Feuchtwangen und Winrich von Kniprode – seit 1990 im Innenhof der Marienburg aufgestellt ist. Dieses Ensemble bildete die Sockelfiguren eines (ansonsten zerstörten) Denkmals für Friedrich den Großen, dessen Grundsteinlegung 1872, 100 Jahre nach der Eingliederung der – wenig später „Westpreußen“ genannten – Region an der unteren Weichsel in den preußischen Staat, auf dem Vorburg-Gelände der Marienburg stattfand und das dort fünf Jahre später eingeweiht wurde. Es wurde von Rudolf Siemering (1835–1905) geschaffen und sollte versinnbildlichen, dass der vom Deutschen Orden begonnene Anschluss des Landes an die fortgeschrittene europäische Kultur durch den preußischen König vollendet worden sei.

worden war. Auf dem Hintergrund einer generellen politischen Umorientierung Ungarns, verbunden mit inneren Auseinandersetzungen des Königs mit seinem Adel, hatte der Orden jedoch 1225 das Land wieder verlassen müssen. Zur gleichen Zeit hatte er weitere Optionen, im Königreich Armenien, im Heiligen Land, in Spanien – nun kam Preußen hinzu. Welche der Optionen sich als tragfähig für die Zukunft erweisen würde, ließ sich nicht vorhersehen. Nun erkundete der Orden 1228 das in Frage kommende Gebiet und verhandelte nach seinen negativen Erfahrungen mit Ungarn sehr vorsichtig, bis Herzog Konrad von Masowien (Konrad Mazowiecki) ihm 1230 das zu Masowien gehörende, aber von Prußeneinfällen betroffene Kulmerland ohne Vorbehalte schenkte. Bis zum Ende des 20. Jahrhunderts blieb dies ein Problem polnischer Tagespolitik, hieß es doch in der Polemik gegen den ersten nichtkommunistischen Premierminister Polens, Tadeusz Mazowiecki, dass schon einmal ein Mazowiecki das Unglück Polens vorbereitet habe.



deutsch geprägt war und seine preußischen und slawischen Wurzeln seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts kaum noch erkennen ließ. Namensformen der Gegenwart sind jedoch noch ein deutliches Erbe.

Die deutsche ländliche Siedlung in Preußen war stark thüringisch und schlesisch bestimmt, die neu gegründeten Städte vor allem im Küstenbereich niederdeutsch. Kaufleute und Bauern siedelte der Orden an, jedoch keinen Adel, da er keinen großen, konkurrierenden Grundbesitz wünschte. Der Orden gab den Neusiedlern ein einheitliches, von ihm geschaffenes, deutschrechtlich orientiertes Recht, das sein Territorium deutlich zusammenschloss und gegenüber den Nachbarn abgrenzte. Genauso grenzte er selbst sich gegenüber seinen Untertanen ab, da sein Nachwuchs an Rittern aus dem Deutschen Reich kam und eine ihm vergleichbare Schicht des niederen Adels und der Ministerialität in Preußen nicht existierte. Das bedeutete automatisch eine Übernahme westlicher Kultur, auch wenn sie teilweise eigene Ausformungen erhielt, wie in der Architektur oder der Dichtung.

Im benachbarten Livland, nicht nur unter der Herrschaft des Ordens, sondern auch der nicht inkorporierten Bistümer, erreichte die bäuerliche deutsche Siedlung die Gebiete nicht. Es kam der Ordensritter aus dem Reich, vor allem aus Westfalen und dem Rheinland. Ihm folgte – im Gegensatz zu Preußen – der dortige Adel, häufig Verwandte, der in den Bistumsterritorien die Gutswirtschaft aufbaute; im eigenen Territorium versuchte

der Orden eine ähnliche Struktur wie in Preußen durchzusetzen. Die Bauern stellten die Autochthonen. In den Städten siedelten sich niederdeutsche Kaufleute an. Auf diesem Wege war zwar die Oberschicht ebenfalls deutsch, doch es blieb eine relativ große Zahl undeutscher Untertanen. Somit war zwar die wirtschaftliche, rechtliche und kulturelle Prägung ebenfalls weitgehend deutsch, doch kam es nicht zur Bildung eines deutsch geprägten Neustammes, auch wenn sich ethnische Verschiebungen bei der Urbewölkerung ergaben. Daher konnten sich nach dem Ersten Weltkrieg mit Estland und Lettland eigene Nationalstaaten entwickeln.

Strukturen der Landesherrschaft

Einzugehen ist auf eine weitere Entwicklungsstufe der Landesherrschaft in den Ordensgebieten. Der Orden war darauf bedacht, in Preußen als Rahmen seiner Territorialherrschaft ein einheitliches Recht im gesamten Land durchzusetzen mit einem eigenen Oberhof in Kulm; so gab es lübisches Recht nur im nicht inkorporierten Bistum Ermland, und nach der Eroberung Pommerellens wurden die dortigen Städte, z. B. Danzig, umgerechnet nach Kulmer Recht. Ebenso schuf er eine einheitliche Münze und ein einheitliches Maßsystem. So ließ er außer den Bettelorden keine anderen Orden im Lande zu, da der Grundbesitz ebenfalls in seiner Hand bleiben sollte. Nur in Pommerellen gab es bereits vor der Eroberung durch den Orden einige Zisterzienserklöster wie Oliva und Pelplin, dort und in Preußen selber nur



ganz wenige Frauenklöster mit minimalem Besitz. Diese Form einer vereinheitlichenden Landesherrschaft war im 13./14. Jahrhundert sehr ungewöhnlich; sie stellt einen Vorläufer des frühneuzeitlichen europäischen Flächenstaates dar. Das Ergebnis lässt sich auch in Kunst und Kultur feststellen. Wir haben es zwar mit einer Art Koloniallandschaft zu tun, in die aus Süden wie Westen importiert wurde, in der sich aber eigene Formen im städtischen wie im ländlichen Bereich entwickelten.

Einen wesentlichen Unterschied zu anderen Territorien bildete auch die Form der Territorialherrschaft. Landesherr war nicht etwa der seit 1309 in Preußen residierende Hochmeister, sondern der Orden als Gesamtheit; jeder Ordensritter war somit Teil der Landesherrschaft. Es gab also keine personale Herrschaft, sondern eine korporative. Da der Orden in der Eroberungszeit das Land mit einem recht dichten Netz von Burgen überzogen hatte, die die Verwaltungs- und Wirtschaftszentren des Landes darstellten, war der Landesherr in ganz anderer Art präsent als dies etwa in Livland in den Bistumsgebieten der Fall war. Dort saß neben dem Bischof und den Domkapiteln ein lokaler Adel als Vasallen, was es in Preußen nicht gab. Die landesherrliche Durchdringung des Territoriums Preußen war damit weit stärker, als es in jedem anderen mittelalterlichen Territorium der Fall sein konnte. Auch das schuf intensive Formen der Vereinheitlichung wie des kulturellen Transfers.

Diese kleingliedrig-dominierende Landesherrschaft war zudem aufs engste mit der kongruent disponierten Grundherr-

schaft verbunden; der Orden bewirtschaftete über seine Burgen und Vorwerke das Land, das sonst dem Adel gehört hätte. Das bedeutete ein erheblich höheres Maß an Einkünften, als sie andere Landesherrn erhielten. Hinzu kam ein weiteres Spezifikum. Gerade innerhalb des Deutschen Reiches stammten anfangs viele Ordensbrüder aus dem städtischen Patriziat, also aus einer mit Wirtschafts- und Handelsfragen vertrauten Sozialschicht. Auf diesem Erfahrungsschatz aufbauend, beteiligte er sich mit einem umfangreichen Eigenhandel von Preußen aus am nordeuropäischen Wirtschaftsleben, völlig ungewöhnlich für einen mittelalterlichen Landesherrn. Damit erreichte er eine bedeutende Liquidität, die ihm auch politisch erhebliche Bewegungsfreiheit im Ostseeraum gab. Polen und der europäische Adel hatten dem Orden geholfen, seine Landesherrschaft in Preußen aufzubauen und dort ein autonomes, souveränes, keinem Reichsverband angehörendes Territorium zu schaffen. Preußen wie auch die Ordensterritorien in Livland bildeten eine scharfe politische, jedoch nicht wirtschaftliche Abgrenzung zu den jeweiligen Nachbarterritorien, wobei für Livland die Abgrenzung zur orthodoxen Welt, also zu Häretikern hinzukam. Das bedeutete in vielen Fällen auch eine kulturelle Abgrenzung. Das damit verbundene Bewusstsein erhielt sich nicht nur bis in die Reformationszeit hinein, sondern ist bis in die Gegenwart zu spüren.

Der Niedergang einer Regionalmacht

Die politische Macht des mittelalterlichen Ordens bedeutete für den gesamten Ostseeraum einen prägenden Faktor. War es noch zu Beginn des 13. Jahrhunderts Dänemark gewesen, das den Raum dominiert hatte, so wurde dessen Einfluss deutlich zurückgedrängt. Bereits in der von Dänemark gegen die norddeutschen Fürsten und Städte verlorenen Schlacht von Bornhöved 1227 hatte sich entschieden, dass der norddeutsche Raum eindeutig Reichsgebiet blieb. Auch der dänischen Ausdehnung in die Ostsee war damit ein deutlicher Riegel vorgeschoben. Das zeigt sich sowohl hinsichtlich Pommerns als auch der nordlivländischen Gebiete, d.h. Harriens und Wierlands. Der Orden hat sie im 14. Jahrhundert Dänemark abgekauft. Es blieb für das dänische Königtum nur der skandinavische Raum als Expansionsgebiet, die südliche und östliche Ostseeküste war von der pommerschen Ostgrenze an durch die Militärmacht des Ordens besetzt. Diese Gegnerschaft sollte in der Kalmarer Union, dem Zusammenschluss der drei nordischen Reiche unter der dänischen Königin Margarethe I. 1397, nochmals einen Höhepunkt finden, auch in der Gegnerschaft zum Deutschen Orden.

Selbst in diesen Raum griff der Orden aus, wenngleich nicht dauerhaft. So besetzte er zu Beginn des 15. Jahrhunderts die Insel Gotland, um dem Seeräuberunwesen ein Ende zu bereiten, auch wenn die Insel anschließend an Dänemark zurückgegeben wurde. Gleichzeitig kaufte er dem böhmisch-luxemburgischen Königshaus die Neumark ab, damit sie nicht in die Hände des Nachbarn Polen gelangte, mit dem es seit der Eroberung Pommerns Anfang des 14. Jahrhunderts dauerhafte Probleme gab. Der Orden war zu jenem Zeitpunkt auf der Höhe seiner Macht. Gleichzeitig

war ihm jedoch im Nordosten und Osten ein mächtiger Gegner erstanden durch die polnisch-litauische Heirat und die damit verbundene Christianisierung Litauens am Ende des 14. Jahrhunderts. Es war ihm trotz aller Versuche nicht gelungen, das westliche Litauen zu erobern, das wie ein Keil die preußischen und livländischen Ordenslande voneinander trennte. Nun saß er in der Zange, die sich wenige Jahre später schloss. 1410 erlitt er seine schwerste Niederlage in der Schlacht von Tannenberg. Sie kostete ihn viel Geld, jedoch bedeutete sie keine Territorialverluste. Die Territorialherrschaft des Ordens wurde nun zwar auch innerhalb des Landes durch das Begehren vor allem der Städte nach Teilhabe an der Herrschaft erschüttert, doch konnte er sich noch bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts halten – er blieb eine politische Macht im Ostseeraum, mit der man zu rechnen hatte.

Der entscheidende Einbruch erfolgte erst in der Jahrhundertmitte, als sich die Untertanen vor allem der westlichen Städte gegen ihren Landesherrn erhoben, mit dem polnischen König verbündeten und das Geld für einen Krieg aufbrachten, den der Orden mangels Finanzen und eigener militärischer Ressourcen nicht gewinnen konnte. Ergebnis war der Zweite Thorner Friede von 1466, der das Land teilte in ein Ordenspreußen mit dem Zentrum Königsberg im Osten und ein königlich-polnisches Preußen mit den Zentren Danzig, Elbing, Thorn im Westen. Auch wenn der Orden sich in seinem östlichen Landesteil noch sechs Jahrzehnte halten konnte, war er doch als wichtigste Macht im Ostseeraum ausgeschieden. Damit ging gerade im späteren Westpreußen eine deutliche ethnische Durchmischung slawischer (kaschubischer und polnischer) und deutscher Bevölkerungsteile einher, die ihre Nachwirkungen bis ins 20. Jahrhundert im Bewusstsein der Bevölkerungsgruppen hatte.

Die Unterstellung Hochmeister Albrechts von Brandenburg-Ansbach nach Abfall vom Orden als Herzog in Preußen unter den polnischen König Sigismund I. Stary 1525 stellte nur eine ein paar Jahrzehnte verzögerte Folgeerscheinung der Landesteilung von 1466 dar. Damit verlor der livländische Ordensteil seinen letzten Rückhalt in der Region, so dass er den Ansturm Moskaus in der Mitte des 16. Jahrhunderts ebenfalls nicht mehr abwehren konnte – 1562 gab es den Deutschen Orden im Ostseeraum nicht mehr, vor allem Polen-Litauen hatte die Macht übernommen.

* * *

Was ist geblieben? Zum einen Territorialgrenzen, die teilweise über Jahrhunderte, sogar bis in die Gegenwart Bestand hatten. Das gilt sowohl für die im Frieden am Melnosee 1422 festgelegte Grenze, die die Grenze Ostpreußens zu Polen noch im 20. Jahrhundert darstellte, wie auch die estnisch-russische Grenze an der Nawa heute. Hinzu kam die Eingliederung eines Raumes in den Geltungsbereich der römischen Kirche und der nachfolgenden Reformation, damit die Abwehr eines kirchlich-politischen Einflusses vom orthodoxen Osten. Die Erweiterung Polens nach Osten wie auch die Reformation schufen im dortigen Königreich zwangsweise einen multikonfessionellen Raum, dessen Tolerierung eine politische Überlebensnotwendigkeit für das katholische Königtum darstellte. Die Entwicklung in Preußen und im

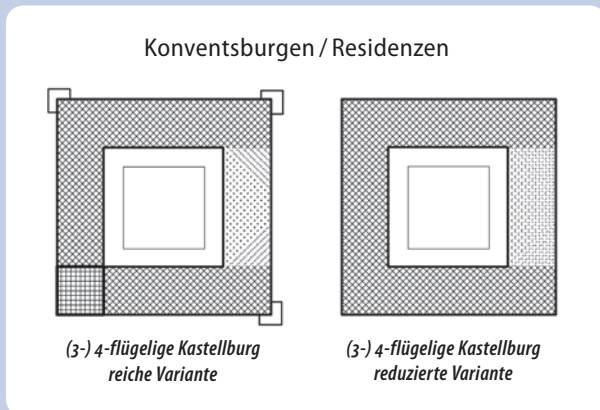
Baltikum hatte ein Staatensystem zur Folge, das noch in der Europäischen Union Bestand hat.

Die staatsrechtliche Fundierung des Ordenslandes Preußen als eines souveränen, außerhalb der Grenzen des Deutschen wie des Römischen Reiches gelegenen Territoriums bot 1525 die Möglichkeit der Lehnsunterstellung des Herzogtums Preußen unter die polnische Krone und die Mitbelehnung der übrigen hohenzollernschen Linien Ansbach und Brandenburg. Das war die Grundlage für die Erlangung der Souveränität des Herzogtums Preußen durch den brandenburgischen Kurfürsten im Frieden von Oliva 1660 und die Krönung des brandenburgischen Kurfürsten zum König in Preußen 1701 – innerhalb des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation wäre dieser Vorgang nicht möglich geworden. Damit blieb der Name des mittelalterlichen Ordensterritoriums erhalten für eine neue Monarchie – die Markgrafen von Brandenburg wurden zu Königen in Preußen. Nach der Übernahme der Herrschaft in einem neuen Deutschen Reich 1871 durch jene Monarchie wurde dieser Name sogar zum Synonym für das neue Reich. Das galt auch noch für die nationalsozialistische Ausprägung jenes Reiches, so dass die alliierten Kontrollmächte in einer Art Leichenfledderung sich 1947 bemüßigt fühlten, den Staat Preußen endgültig für erloschen zu erklären – eine zumindest ungewöhnliche Form der Vergangenheitsbewältigung und des Kampfes gegen einen Schatten, den der auch nach 1525 im Deutschen Reich und nach dessen Zerstörung durch Napoleon im Kaiserreich Österreich weiter existierende Deutsche Orden schon lange nicht mehr selber warf.

Neben Grenzen und staatsrechtlichen Folgen gab es eine deutsche Prägung der südlichen und östlichen Küstenländer des Ostseeraumes, die ebenfalls bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts Bestand hatte. Die Folge war eine entsprechende wirtschaftliche, rechtliche, sprachliche und kulturelle Prägung, die das ehemalige Ordensland Preußen in der Ideologie des 19. Jahrhunderts sogar zum deutschesten aller deutschen Lande machte – eine Anschauung, die noch während der deutsch-polnischen Schulbuchgespräche der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts ein Problem darstellte. Die wirtschaftliche, rechtliche und sprachliche Prägung existiert seit der Mitte des 20. Jahrhunderts nicht mehr. Unübersehbar geblieben sind jedoch Zeugnisse der kulturellen Prägung in Architektur, Malerei, Skulptur, Goldschmiedekunst etc., kurz all den Bereichen, mit denen sich die Kunstgeschichte beschäftigt. Ihre Bedeutung wird glücklicherweise nicht mehr unter nationalen Gesichtspunkten gesehen, sondern als wertvoller Teil einer gesamteuropäischen Kultur, die es zu bewahren, zu erforschen und weiterzuvermitteln gilt über den engen Raum hinaus – die Aufnahme der Marienburg oder der Stadt Thorn in das Weltkulturerbe der UNESCO stellen signifikante Beispiele dar. In diesem Rahmen haben auch heute noch die Hinterlassenschaften des Deutschen Ordens eine für uns teilweise herausragende Bedeutung. Diese in gemeinsamer Arbeit zu erkennen und zu erschließen, ist eine gleichermaßen reizvolle und lohnende Aufgabe, unabhängig von modernen Staatsgrenzen und Nationalitäten. **st**

Die Architektur der Burgen im Preußenland

Die Deutschordensburgen – eine Symbiose aus Wehrbau und Kloster – sind über die Grenzen des Preußenlands hinaus berühmt für ihre strenge Einheitlichkeit und Regelmäßigkeit:



Drei- oder vierflügelige Kastellburgen umschließen über einem rechteckigen oder quadratischen Grundriss einen Innenhof mit doppelgeschossigem Kreuzgang und bilden nach außen hin einen geschlossenen, mächtig wirkenden Gebäudeblock. Die Abfolge der Haupträume im ersten Obergeschoss orientierte sich an einem durch die Ordensregel festgelegten Schema – das z. B. eine Kapelle, einen Remter und ein Refektorium vorsah – und entsprach somit einer klösterlichen Tradition.

DIE FRÜHEN BURGEN DES 13. JAHRHUNDERTS Unsere Kenntnis über das Erscheinungsbild der frühesten Deutschordensburgen ist relativ gering, da nur noch wenige Bauten erhalten sind. Die meisten Burgen wurden später mehrfach umgebaut und viele der wichtigen älteren Anlagen (z. B. in Elbing, Balga oder Brandenburg) sind ganz verschwunden. Die frühesten Burgen waren noch weit vom Ideal der Regelmäßigkeit entfernt. Sie passten sich dem Geländeverlauf an, und in manchen Fällen folgten sie dem Grundriss einer älteren slawischen oder prußischen Vorgängerbürg. Das besterhaltene Beispiel einer solchen Anlage ist die Ruine der Engelsburg (bei Grutta, Kr. Graudenz), ein Konglomerat aus verschiedenen Gebäuden, die in unterschiedlichen Winkeln aneinandergeheftet waren. Auch die wichtige Komtursburg in Thorn, errichtet über den Resten einer Holzerde-Befestigung aus der Vorordenszeit, ist mit ihrem hufeisenförmigen Grundriss ein charakteristischer Vertreter der ersten Generation von Deutschordensburgen im Preußenland, ebenso wie die typologisch verwandte Anlage in Balga. In der Phase der Kämpfe mit den heidnischen Prußen dominierten beim Wehrbau des Deutschen Ordens praktische Überlegungen (schnelle und flexible Bauweise in Holz). Repräsentative Erwägungen mussten zunächst im Hintergrund bleiben.



Die Marienburg

DIE FRÜHEN KASTELLBURGEN (1270–1300) Nach der endgültigen Unterwerfung der Prußen in den 1270er Jahren war der Krieg im Inneren des Preußenlands beendet. Der Deutsche Orden konnte sich nun auf den Landesausbau konzentrieren und die wirtschaftliche Grundlage für die Blütezeit des 14. Jahrhunderts legen. Der Wandel von der Eroberungsphase und dem Existenzkampf hin zum Aufbau eines ökonomisch und politisch stabilen Herrschaftssystems spiegelte sich auch in der Burgenarchitektur wider. Mussten die frühen Burgen der Not gehorchen, flexibel sein und sich vorgegebenen älteren Strukturen anpassen, so entstanden nun nach einem wohlgedachten Schema große Backsteinburgen über regelmäßigem Grundriss. Die Architektur wurde zum Mittel der Selbstdarstellung des Landesherrn und dies in einer Klarheit und Konsequenz, wie wir sie im mittelalterlichen Europa an kaum einem anderen Ort finden können.

Von besonderer architektonischer Güte waren die sog. „Haffburgen“. Dabei handelt es sich um eine Gruppe von Bauten im Einzugsbereich des Frischen Haffs, deren charakteristische Merkmale ein rechteckiger Grundriss, drei ausgebaute Flügel und die Verwendung von auffälligen Dekorelementen waren (glasierte Backsteinlagen, Buchstabensteine, Bogen- und Maßwerkfriese aus Terrakottaplatten und Stuck). Die wichtigsten Bauten der Haffgruppe waren Elbing, Marienburg (Hochschloss, Bau I), Brandenburg, Lochstädt und Königsberg. Von den genannten Bauten zeigt nur noch die Marienburg nennenswerte Teile dieser anspruchsvollen Burgenarchitektur.

Der Wandel von der unregelmäßigen Burg der Frühzeit zum streng regelmäßigen Kastelltypus erfolgte schnell und endgültig. Nach der Einführung des neuen Typs in den 1270er Jahren wurden bis zum Ende der Burgenbautätigkeit des Deutschen Ordens fast ausschließlich regelmäßige Burgen mit hohem Wiedererkennungswert errichtet – eine bewusste und programmatische Entscheidung. →



Kastellburg Gollub



Ruine Deutschordensburg Rehden

DIE „KLASSISCHEN“ KASTELLBURGEN Gegen Ende des 13. Jahrhunderts entstanden weitere große Konventsburgen im inzwischen etablierten Kastelltypus und überwiegend mit vier vollständig ausgebauten Flügeln. Die am besten erhaltenen Bauten dieser Zeit sind Gollub und Mewe. In Mewe zeigen sich zahlreiche zukunftsweisende Elemente, etwa der quadratische Grund-

riss, die Eckbetonungen durch elegante Türmchen und einen mächtigen Bergfried, die großen Fenster der Haupträume und die Gliederung der äußeren Wandflächen durch Muster aus schwarz gebrannten Backsteinen.

Im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts gelangte die Burgenbaukunst mit Rehden und Strasburg schließlich an ihren



Die Burg von Osterode



Doppelturmfassade der Burganlage Neidenburg

DIE BURGEN AUS DER ZWEITEN HÄLFTE DES 14. JAHRHUNDERTS

In der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts kam es zu einer weiteren Bauwelle. Bei den in dieser Zeit entstandenen Konventsburgen lassen sich deutliche architektonische Reduktionstendenzen bemerken, die zu einer Konzentration auf den Kerntypus führten. Ein hervorragendes Beispiel hierfür ist die um 1350/70 entstandene Burg in Osterode. Das Grundprinzip der streng und regelmäßig aus vier im Rechteck angeordneten Häusern gebildeten Anlage bestand weiter fort. Es kam jedoch zu einem vollständigen Verzicht auf jegliche An- und Zusatzbauten. Osterode und die anderen späten Konventssitze, bis

hin nach Ragnit, verzichteten auf Bergfried, Ecktürmchen oder Blendengliederung. Übrig blieb die nackte, dafür aber umso deutlicher betonte Grundform, der eigentliche Kern der Konventshausidee. Osterode wirkt im Vergleich zu Rehden wie ein nüchterner, technokratischer Zweckbau.

Der „Reduktionsstil“ ist jedoch nur bei den späten Konventssitzen und wenigen Amtsburgen (z. B. Insterburg) zu finden. Die Mehrzahl der Amtsburgen zeigte dagegen eine größere Vielfalt an Gestaltungsvarianten und auch Platz für Innovationen. Die dabei zu bemerkende Experimentierfreude der Baumeister blieb aber immer im Rahmen eines weiterhin be-



Bergfried in Strasburg



Bergfried der Burg Schlochau

vorbau und -nische) ergänzt und gemildert. Weiterhin schöpfte man aus einem reichen Fundus an Dekorelementen, mit denen eine Verfeinerung der großen Wandflächen erreicht wurde. Besonders charakteristisch für das Preußenland waren dabei Rauten und andere Muster aus schwarz gebrannten Backsteinen. Die herausragende Qualität dieser Bauten, die (wie in Rehden) noch im ruinenhaften Zustand deutlich erkennbar ist, liegt im maßvollen Ausgleich zwischen monumentaler Symbolik und feinsinniger Ausdifferenzierung im Detail. Im Anschluss an Strasburg entstanden in Pommerellen noch zwei mächtige Burganlagen. In Schlochau hat sich noch der mächtige

Zenit. Trotz der gewaltigen Kuben des Burgkerns wirkten die Burgen nicht übermäßig streng, denn die Monumentalität der Grundform wurde durch geschickt angeordnete und wohl proportionierte Zusatzbauten (Bergfried, Ecktürmchen, Portal-

achteckige Bergfried erhalten. Die Konventsburg in Schwetz zeigte mit ihren vier runden, von Maschikulikränzen bekrönten Ecktürmen rheinische Einflüsse, die aber ansonsten im Ordensland einzigartig geblieben sind.



Übersichtskarte zu den Burgen im Ordensland Preußen



stehenden Grundkonsenses, der einen regelmäßigen Grundriss der Gesamtanlage sowie die Konzentration der Haupträume in einem oder zwei hohen Burghäusern forderte. Gut erhaltene Beispiele für die variantenreiche Gruppe der Amtsburgen aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts bilden Soldau, Taplacken, Lötzen und Bäslack.

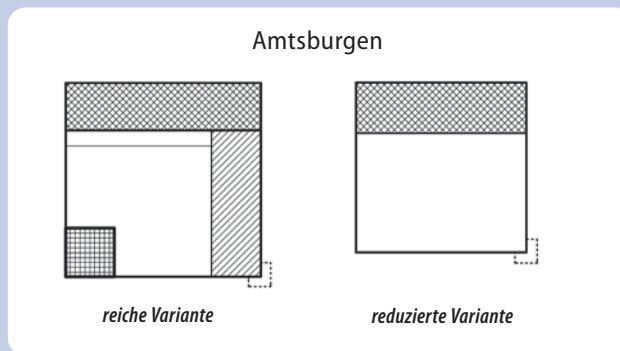
Die Differenzierung in der Architektursprache weist darauf hin, dass die sich steigernde Strenge und Klarheit bei den Konventsburgen als den zentralen Verwaltungssitzen des Ordensstaats wohl auch ideologische Hintergründe hatte. Diese Bauten verkörperten die Betonung des Machtanspruchs des Landesherrn durch eine überdeutliche Hervorhebung des schon tradierten Prinzips

der blockartig wirkenden Kastellburg. Es war nicht künstlerische Erstarrung, sondern politischer Wille, der den „Reduktionsstil“ an den großen Konventsburgen aus der Spätzeit forderte.

Diese beiden Linien der späten Burgenarchitektur lassen sich an den drei letzten, um 1400 errichteten Großbauten sehr deutlich erkennen. Es handelt sich um die Konventsburg in Ragnit sowie die beiden Pflegersitze in Neidenburg und Bütow. Der gewaltige Bau in Ragnit (mit einer Seitenlänge von 59 m) vertritt dabei kompromisslos den Typ der konservativen Kastellburg in Reinform, die gewaltigste Verkörperung des „Reduktionsstils“. In Neidenburg und Bütow hingegen finden sich zahlreiche neue Ideen und architektonische Bereicherungen. Neidenburg wartet etwa mit einer beeindruckenden Doppelturmfassade auf, die romanisierende Dekorelemente aufweist. In Bütow entstand ein großes Kastell, dessen Ecken mit drei Rundtürmen und einem donjonartigen Bau betont waren. Gemeinsam ist allen drei Burgen, dass sie sich unmittelbar in Grenznähe zu Polen-Litauen befanden, Ragnit im Norden, Neidenburg im Süden und Bütow im Westen. Daraus erklärt sich auch der überdurchschnittliche architektonische Aufwand. Es handelte sich um selbstbewusste steinerne „Visitenkarten“ des Deutschordenslands gegenüber dem mächtig gewordenen Nachbarn.

DER BURGENBAU NACH 1410 Als Folge der Schlacht von Tannenberg kam es zu einer tiefen Zäsur im Burgenbau des Deutschen Ordens. Politisch geschwächt und finanziell durch hohe Lösegeldforderungen und Entschädigungszahlungen in seiner Handlungsfähigkeit eingeschränkt, konnte sich der Orden kaum noch kostspielige neue Burgen erlauben. Lediglich in Marienburg kam es zu einer größeren Bautätigkeit. Beim Hochmeistersitz wurde vor allem der äußere Befestigungsring verstärkt und auf die Verteidigung mit Feuerwaffen ausgelegt (sog. Plauen-Bollwerk, 1417–1448). Nach der Verlegung des Hochmeistersitzes aus dem 1457 verlorengegangenen Marienburg nach Königsberg, musste die neue Residenz erweitert werden. Es entstanden dort zusätzliche Flügelbauten zur Aufnahme von Ordensverwaltung und -archiv. Eine innovative und Vorbilder stiftende Rolle konnte der Burgenbau des Deutschen Ordens zu dieser Zeit jedoch nicht mehr spielen.

KONVENTSBURGEN UND AMTSBURGEN Ein Konvent des Deutschen Ordens bestand idealerweise aus zwölf Ordensrittern und einigen Priesterbrüdern, die ein der Ordensregel gemäÙes gemeinschaftliches Leben führten. Zu diesem Zweck waren, wie eingangs bereits gesagt, bestimmte Räume und Raumfolgen notwendig. Hierzu gehörten die Burgkirche, der Kapitelsaal (Remter), das Refektorium (Speisesaal) und Dormitorium (Schlafsaal) sowie die Wohnräume des Komturs und der Dansker (Toilettenanlage). Die genannten Räume befanden sich alle auf einer Ebene im ersten Obergeschoss. Sie waren durch einen Kreuzgang miteinander verbunden, so dass eine Deutschordensburg vom Innenhof aus gesehen große Ähnlichkeit mit der Klausur eines Klosters aufwies.



Unterhalb der Komtureien existierten im Deutschordensland zahlreiche niedere Verwaltungsebenen (Vogteien, Pflege-, Wald- und Fischämter), deren Sitz sich jeweils in einer Burg oder einem städtischen Ordenshof befand. Daneben gab es auch einige rein unter militärischen Gesichtspunkten angelegte Burgen (Wildhäuser) in den weitgehend unbesiedelten östlichen Landesteilen. Diese Bautengruppe wird unter dem Oberbegriff der Amtsburgen zusammengefasst. Amtsburgen gab es zum überwiegenden Teil nur in den östlichen Regionen des Ordensstaats mit den großen Komtureien Balga, Brandenburg, Königsberg, Osterode und Ragnit. Etwa dreiviertel aller Amtsburgen lagen in den genannten Gebieten. In Westpreußen gab es aber auch Beispiele für solche Anlagen, etwa in Neuenburg, Lauenburg oder Neujaschinitz. Die Haupthäuser dieser Burgen waren meist deutlich kleiner als die der Konventssitze. In den Amtsburgen waren gewöhnlich nur der Vogt oder Pfleger sowie dessen Kumpan Ordensritter. Hinzu kamen ein Priesterbruder, einige Beamte und das Gesinde, das aber meist in der Vorburg wohnte. Der massive Ausbau der Amtsburgen erfolgte deutlich später als der der meisten Konventssitze, überwiegend in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Auch die Amtsburgen zeigen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, einen regelmäßigen rechteckigen oder quadratischen Grundriss. Gewöhnlich begnügte man sich aber mit nur einem oder zwei Flügelbauten. Der typische Hauptflügel einer Amtsburg war dreigeschossig. Das Erdgeschoss diente Wirtschaftszwecken, im ersten Obergeschoss befanden sich meist drei große Räume (die Kapelle, der Remter und die Wohnung des Pflegers oder Vogts), und im Dachgeschoss waren Speicher- und Wehrfunktion kombiniert. Zusätzlich konnten Amtsburgen mit einem Nebenflügel, einem Bergfried, mit Tor- oder Flankierungstürmen ausgestattet sein. Bei der Planung von Amtsburgen bestand offenbar eine größere Gestaltungsfreiheit in der Anordnung der einzelnen Baukörper als bei den Konventssitzen.

Neben den Deutschordensburgen gab es in Preußen noch die Burgen der vier Bistümer (Kulm, Pomesanien, Ermland, Samland), die sich in Form und Typus an den Vorbildern der Architektur des Ordens orientierten. Die besterhaltenen Bauten befinden sich in Heilsberg (Residenz des Bischofs von Ermland), Allenstein (Amtsburg des ermländischen Domkapitels) und Marienwerder (Burg des pomesanischen Domkapitels).

st Text und Fotos: *Christofer Herrmann*

Scenariusz: na podstawie powieści
Henryka Sienkiewicza –
JERZY STAWIŃSKI I ALEKSANDER FORD
Reżyseria: **ALEKSANDER FORD**
Zdjęcia: **MIECZYSLAW JAHODA**
Muzyka: **KAZIMIERZ SEROCKI**,
Wielką Orkiestrą Symfoniczną dyryguje:
JAN KRENZ
Konsultacja dramaturgiczna:
LEON KRUCZKOWSKI
Dialogi: **LEON KRUCZKOWSKI I ALEKSANDER FORD**
Kierownictwo Produkcji: **ZYGMUNT KRÓL**

Krzyżacy

Barwny, szerokoekranowy film produkcji polskiej



Rück- und Vorderseite des Filmprogramms

ABBILDUNG: FILMMUSEUM LODZ

Der Inbegriff des Bösen

Aleksander Ford verfilmt Henryk Sienkiewiczs „Kreuzritter“

Das Monumentalwerk „Die Kreuzritter“ aus dem Jahre 1960 gehört zu den am häufigsten rezipierten polnischen Filmen: Allein bis zur politischen Wende um 1989/1990 erreichte es in den polnischen Kinos über 30 Millionen Zuschauer. Hinzu kamen unzählige Fernsehausstrahlungen, denn bis heute wird der Film fast jeden Sommer, am 15. Juli, d. h. zum Jahrestag der Schlacht bei Tannenberg, auf öffentlichen bzw. privaten Kanälen gesendet. Seit den 1990er Jahren gab es zudem zahlreiche VHS- und DVD-Editionen, und inzwischen ist der Film sogar permanent im Internet verfügbar. Das Publikum lässt sich also überhaupt nicht mehr beziffern; die Behauptung, dass so gut wie jede Polin und jeder Pole den Film mindestens einmal im Leben gesehen hätten, wäre allerdings keine große Übertreibung. Aber auch im Ausland wurde der Film mehrfach gezeigt – allen voran in der Sowjetunion, obwohl die erste Vorführung außerhalb von Polen ein Jahr nach der Uraufführung in Paris stattfand.

DER REGISSEUR UNTER POLITISCHEM DRUCK

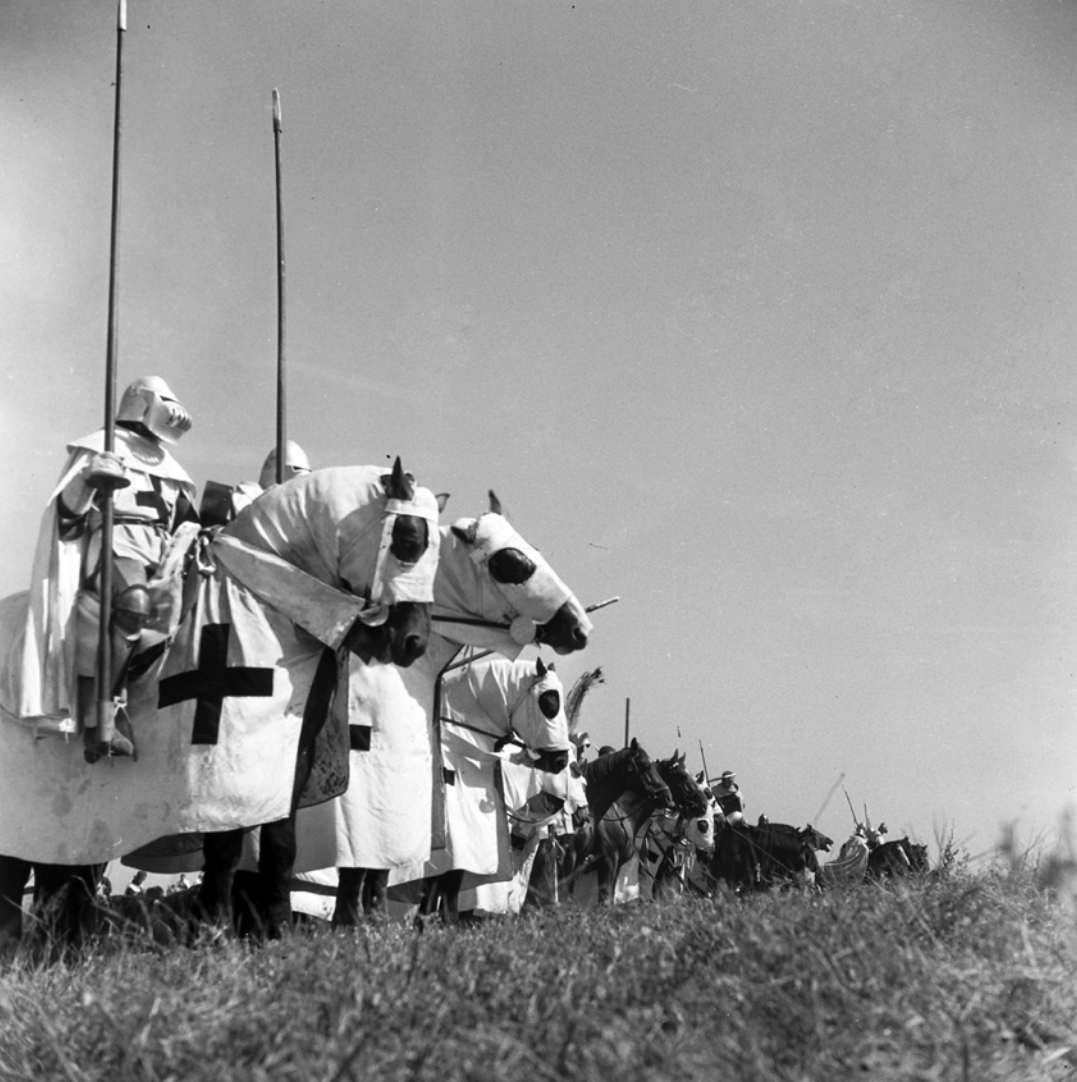
Anders als bei vielen anderen Werken der polnischen Filmgeschichte lässt sich die Rezeption und Wirkung der „Kreuzritter“ leichter erfassen als die Produktionsgeschichte. Die Dokumente im Warschauer Archiv der jüngeren Akten (*Archiwum Akt Nowych*) sowie im Archiv der nationalen Filmothek (*Archiwum Filmoteki Narodowej*) sind sehr unvollständig, so dass die Entstehung dieses Films hauptsächlich aufgrund mündlicher Überlieferungen und kaum verifizierbarer Anekdoten rekonstruiert werden muss. Dazu gehört die Be-

ZUR VORORIENTIERUNG

„Die Kreuzritter“ (*Krzyżacy*) erschienen zunächst als Episodenroman von Henryk Sienkiewicz zwischen 1897 und 1900 in der Zeitschrift *Tygodnik Ilustrowany* [Illustrierte Wochenzeitung]. Im unmittelbaren Anschluss wurde die erste Buchausgabe gedruckt. Die dunklen Charaktere des Romans sind die Mitglieder des Deutschen Ordens, die aufgrund des auffälligen Kreuzes auf ihren Mänteln als „Kreuzritter“ bezeichnet werden. Als nach der Reichsgründung 1871 intensiv die Germanisierung der im preußischen Teilungsgebiet lebenden Polen betrieben wurde, waren die Kreuzritter aus dem Roman unmittelbar als Anspielung auf die Deutschen dieser Zeit verstehbar.

Die polnischen Protagonisten sind der Ritter Maćko und sein Neffe Zbyszek sowie der Ritter Jurand und dessen Tochter Danusia. Im Vordergrund der Handlung steht die Liebe zwischen Zbyszek und Danusia. Nach dem Tod von Danusia heiratet Zbyszek eine andere Frau – Jagienka. Die Ereignisse spielen Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts. Kulminationspunkt des Romans ist die Schlacht bei Tannenberg, die am 15. Juli 1410 zwischen den Truppen des Deutschen Ordens und der Armee des polnisch-litauischen Königs Władysław Jagiełło ausgetragen wurde.

Zum 500. Jubiläum der Schlacht, am 15. Juli 1960, fand in Warschau die Premiere der Verfilmung von „Kreuzritter“ statt. Der Regisseur, Aleksander Ford, blieb der von Sienkiewicz entworfenen Handlung weitgehend treu, konzentrierte sich aber naturgemäß auf deren Hauptstränge.



Aufstellung der Reiterei vor der Schlacht bei Tannenberg (Dreharbeiten zum Film Die Kreuzritter im Jahre 1959)

ABBILDUNG: NARODOWE ARCHIWUM CYFROWE / FILMOTĘKA NARODOWA

hauptung, dass die Entscheidung, den gleichnamigen Roman von Henryk Sienkiewicz zu verfilmen, in den Spitzen der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei gefallen sei. Selbst wenn die Einzelheiten unbekannt sind, ist diese Annahme nicht unwahrscheinlich.

Ende der 1950er Jahre liefen die Vorbereitungen für das Jubiläumsjahr 1960 – zum 550. Jahrestag der Schlacht bei Tannenberg sowie dem 15. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges – bereits auf Hochtouren. Zudem gingen die Arbeiten am Film zeitlich mit dem Beginn der Rekonstruktionsarbeiten an der Marienburg, dem ehemaligen Sitz des Deutschen Ordens, einher. Darüber hinaus waren die Beziehungen Polens zur Bundesrepublik damals immer noch höchst angespannt. Sienkiewiczs Roman galt schließlich als besonders „anti-deutsch“. Deshalb war es wohl auch das erste Werk der Belletristik, das im Nachkriegspolen neu aufgelegt wurde. Dass dieses Sujet verfilmt würde, war somit allemal nur eine Frage der Zeit – und nun war der rechte Moment offenbar gekommen.

Die Erwartungen an den Film waren somit hochgespannt; doch noch interessanter als die politischen Hintergründe der Produktion ist die Person des Regisseurs: Aleksander Ford wurde damals respektvoll „Zar des polnischen Kinos“ genannt. Er war ein jüdischer, in Kiew geborener Filmemacher, der bereits vor Ausbruch des Krieges als Mitglied des linken „Verbands der Liebhaber des künstlerischen Films“ (*Stowarzyszenie Miłośników Filmu Artystycznego*) START tätig war. Den Krieg verbrachte er in der Emigration in der Sowjetunion, wo er sich den polnischen Truppen der Roten Armee anschloss. Er war an der Produktion der ersten KZ-Dokumentation „Majdanek – Friedhof Europas“ (Majda-

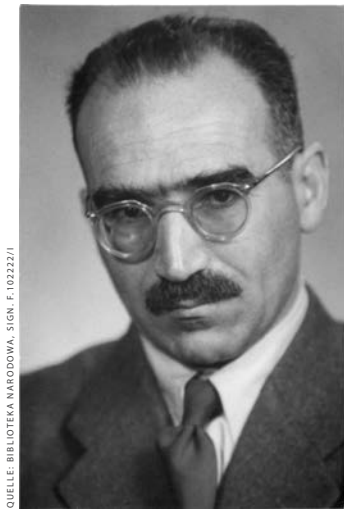
nek – cmentarzysko Europy; 1944) beteiligt und setzte seine Arbeiten 1948 mit einem weiteren Film zur Holocaustthematik – „Die Grenzstraße“ (*Ulica Graniczna*) über Kinder aus dem Warschauer Ghetto – fort. Neben seiner Tätigkeit als Regisseur engagierte er sich im Wiederaufbau der polnischen Filmindustrie und wurde – als enger Mitarbeiter der Parteifunktionäre – zu einem der wichtigsten Entscheidungsträger der Branche.

Gleichwohl musste Ford in den 1950er Jahren einige Misserfolge hinnehmen, darunter die polnisch-westdeutsche Koproduktion „Der Achte Tag der Woche“ (1958). In der Forschung wird daher spekuliert, dass sein Eifer bei der Produktion von „Die Kreuzritter“ den ranghöchsten Parteifunktionären beweisen sollte, dass er immer noch ein vertrauenswürdiger Partner für derartige wichtige Projekte sei. Trotz der anschließenden, höchst positiven Rezeption der Verfilmung blieb dieser Streifen allerdings Fords letzte große Produktion; und als 1968 die antisemitischen Ausschreitungen in Polen begannen, emigrierte er zunächst in die Bundesrepublik und später nach Israel.

EIN HISTORISCHES MONUMENTALWERK

Das große Interesse, das die Roman-Verfilmung bei den Zuschauern hervorrief, ging zweifelsfrei nicht allein auf den Filminhalt, die Geschichte, zurück, die – aufgrund der allgemeinen Bekanntheit der Literaturvorlage – kaum für Überraschungen zu sorgen vermochte. Gemeinsam mit dem Drehbuchautor, Jerzy Stefan Stawiński, entwickelte Ford ein Handlungskonzept, das dem Roman relativ eng folgte, wobei er notwendigerweise auf zahlreiche Elemente des Geschehens, die der epischen Struktur eines Romans entsprechen, verzichtete und sich hauptsächlich auf die beiden Liebesgeschichten um den Protagonisten Zbyszko – zu Danusia bzw. Jagienka – konzentrierte.

Das besondere Verdienst der Filmemacher lag vielmehr jenseits des Plots in der technischen Innovation, dass „Die Kreuzritter“ im Panoramaformat und mithilfe der amerikanischen Eastman-Kodak-Technicolor-Technologie gedreht wurden. Im Vergleich mit den Orwo-



Aleksander Ford
(Aufnahme von Benedykt Jerzy Dorys, 1952)

Color-Produkten aus der DDR, die Filmmacher in den sozialistischen Ländern normalerweise benutzten, wirkten die Farben von Kodak wesentlich intensiver. Zudem wurden Farbfilme damals in Polen überhaupt nur selten produziert, obwohl in polnischen Kinos ansonsten freilich ausländische Farbfilme gezeigt wurden. „Die Kreuzritter“ sollten nun beweisen, dass die polnische Kinematographie mit den internationalen Standards mithalten kann. Den Film begleitete deshalb eine – wie man heute sagen würde – massive PR-Kampagne. Hervor-

gehoben wurde dabei vor allem die monumentale Schlussequenz der Schlacht bei Tannenberg. Für diese Szene wurden Hunderte Komparsen engagiert, die dafür speziell angefertigte Ritterausrüstungen aus Kunststoff erhielten.

Angeblich ließ sich Ford beim Dreh der Schlachtszene von Jan Matejkos berühmtem Bild der Schlacht bei Tannenberg sowie von zeitgenössischen Chroniken inspirieren. Historiker haben darauf hingewiesen, dass sich einige militärhistorische Motive des Films nicht aus dem Roman, wohl aber aus Forschungsergebnissen ableiten ließen, was darauf hindeutet, dass sich Ford und sein Team fachlich genau auf die Dreharbeiten vorbereitet haben. Und dennoch erkannten Zuschauer kleine „Fehler“ wie beispielsweise eine moderne Armbanduhr am Handgelenk des Königs oder ein im Bildhintergrund verlaufendes Telefonkabel. Zur Anekdote avancierte das Pferd in der Szene, in der Ulrich von Jungingen dem polnischen König zwei blanke Schwerter überbringt, um ihn zum Kampf herauszufordern. Man muss nicht allzu genau hinschauen, um erkennen zu können, dass es sich bei diesem Tier nur um eine Attrappe handelt. Immer wieder aufs Neue machten und machen Hinweise auf solche Defizite in der Ausstattung oder andere kleine Ungereimtheiten beim Publikum die Runde, vermögen der Popularität des Films jedoch keinerlei Abbruch zu tun. Im Gegenteil: Die Zuschauer begegnen diesen Schwächen stets amüsiert und verständnisvoll. →

Wykonawcy:

- Jagienka – URSZULA MODRZYŃSKA
- Danusia – GRAŻYNA STANISZEWSKA
- Jurand – ANDRZEJ SZALAWSKI
- Zygfryd de Löwe – HENRYK BOROWSKI
- Maćko – ALEKSANDER FOGIEL
- Zbyszko – MIECZYSLAW KALENIK
- Król Jagiello – EMIL KAREWICZ
- Brat Rotgier – TADEUSZ KOSUDARSKI

oraz

- LUCYNA WINNICKA, TADEUSZ BIAŁOSZCZYŃSKI,
- MIECZYSLAW VOIT, JANUSZ STRACHOCKI,
- STANISŁAW JASIUKIEWICZ, LEON NIEMCZYK, ZBIGNIEW SKOWROŃSKI,
- MIECZYSLAW STOOR, WŁODZIMERZ SKOCZYŁAS, SEWERYN BUTRYM I INNI

Produkcja: ZRF „STUDIO“ – 1960 r.



Linke und rechte Innenseite des Filmprogramms (rechts wurde der polnische Text ausgespart)

ABBILDUNG: FILMMUSEUM ŁÓDŹ

VOM DEUTSCHEN ORDEN ZUM NATIONALSOZIALISMUS

Wieso weckte ein Werk über Ereignisse, die mehr als ein halbes Millennium zurücklagen, in der Volksrepublik dermaßen viel Interesse – sowohl bei den Machthabern als auch bei den „gewöhnlichen“ Bürgern? Bereits Sienkiewiczs Roman wurde als Metapher der deutsch-polnischen bzw. preußisch-polnischen Beziehungen gelesen. Der Schriftsteller präsentierte die Brüder des Deutschen Ordens als Verkörperungen negativer Preußen-Klischees. Während Sienkiewicz – so der Historiker Piotr Kurpiewski – seine Vorstellungen der Ordensritter von Mitgliedern des nationalistischen, explizit anti-polnischen „Deutschen Ostmarkenvereins“ – insbesondere der Gruppe der „Hakatischen“ – ableitete, griff Ford auf aktuelle, jedermann erinnerliche Motive der Nationalsozialisten zurück. So begrüßen die Ritter den Großmeister beispielsweise mit dem Wort „Heil!“ – eine Begrüßungsformel, die in der Romanvorlage selbstverständlicher Weise noch nicht vorkam.

Da die zeitgenössische Propaganda während der Dreharbeiten ausführlich darüber berichtete, dass Konrad Adenauer im März 1958 zum Ehrenritter des Deutschen Ordens ernannt worden sei, ergab sich zudem eine unmittelbare Verbindung zwischen den Figuren aus dem 15. Jahrhundert und den politischen Konstellationen der Nachkriegszeit. „Die Kreuzritter“ konnten folglich – sowohl in der literarischen als auch der filmischen Version – als taugliches Sinnbild einer überzeitlichen Feindschaft zwischen Polen und Deutschen gelten – das in dieser Form besonders willkommen war, weil es den überragenden polnischen Sieg bei Tannenberg mit umschloss.

Dass sich dieses Bild des Deutschen Ordens vor allem aus einer diskursiven Konstruktion ergab und wenig mit der historischen Wirklichkeit gemein hatte, steht außer Frage. Problematisch sind hauptsächlich Sienkiewiczs wie auch Fords Vorstellungen von kollektiven Identitäten, denn beide stellen den Deutschen Orden als repräsentativ für Deutschland als Ganzes dar, und zwar mit Zügen, die eindeutig stärker an das 19. bzw. 20. als an das 14. und 15. Jahrhundert erinnern.

Die polnische Nation repräsentieren demgegenüber Protagonisten, die – um genau zu sein – aus Polen-Litauen stammen. Dabei können wir in Bezug auf das späte Mittelalter sowieso kaum über nationale Gruppierungen und Interessen sprechen. Weder die Mitglieder des Deutschen Ordens noch die Untertanen des polnisch-litauischen Königs waren „Deutsche“ oder „Polen“ im Sinne späterer Konzepte von „Nation“. Der Roman und insbesondere der Film popularisieren somit ein gängiges, in seinen Konsequenzen allerdings fatales Denkmodell, bei dem moderne Kategorien auf das Mittelalter rückübertragen werden. Gleichzeitig suggerieren sie, dass es bereits zu jener Zeit Konflikte gab, die mit denjenigen des 19. oder gar 20. Jahrhunderts vergleichbar



Konrad Adenauer am 10. März 1958 nach seiner Aufnahme durch den Großmeister Pater Marian Tumler als Ehrenritter des Deutschen Ordens vor der Kölner Andreas-Kirche

QUELLE: GAZETA.PL

seien. Diese Struktur macht „Die Kreuzritter“ einerseits gut lesbar, weil das Narrativ auf leicht nachvollziehbaren Differenzierungen und Kontrastierungen aufgebaut ist; andererseits führt sie zur Verhärtung von Vorurteilen, weil sie jenseits des Historischen vor allem auf die Dimension der Ideologie zielt.

DIE WIRKUNGSGESCHICHTE DES SUJETS

Wie kaum ein anderer polnischer Historienfilm sind „Die Kreuzritter“ in den Medien wie im kollektiven Bewusstsein der Polen präsent. Der Roman wird bis heute in den Schulen als Pflichtlektüre gelesen, und so greifen Tausende Schülerinnen und Schüler jedes Jahr zum Film, um sich die Qual der Lektüre zu ersparen. Anlässlich der Jahrestage der Schlacht bei Tannenberg finden – angeleitet durch das äußerst populäre Interesse an Konzepten der „Living History“ und des „Reenactments“ – spektakulär inszenierte Rekonstruktionen der Ereignisse statt, die größtenteils auf Szenen aus dem Film aufbauen.



QUELLE: ALAMY.COM

Zbyszko (Mieczysław Kalenik) und Bruder Rotgier (Tadeusz Kosudarski) – Screenshot aus Die Kreuzritter

Man darf sich also keineswegs darüber wundern, dass die anti-deutsche Propaganda der heutigen PiS-Regierung auf ähnliche Mittel zurückgreift, wie sie zuzeiten von Sienkiewicz oder Ford entwickelt worden sind. Nicht zuletzt wird unter diesen Voraussetzungen auch verstehbar, warum regierungstreue Medien – und allen voran die rechtskonservativen Wochenzeitschriften sowie das staatliche Fernsehen – die Mitglieder der Opposition regelmäßig nicht nur als „Deutsche“ oder „Nazis“, sondern ausdrücklich eben auch als „Kreuzritter“ diffamieren.

st Magdalena Saryusz-Wolska

Aus dem Dornröschenschlaf erwacht

Das Berliner Hugenotten-Museum wartet mit überarbeiteter Dauerausstellung und neuen inhaltlichen Akzenten auf

Über viele Jahre führte das Hugenottenmuseum trotz seiner prominenten Lage im Französischen Dom am Gendarmenmarkt ein Schattendasein innerhalb der Berliner Museumslandschaft; eine Tatsache, deren Gründe einem mit Fragen von Museumskonzeptionen und -gestaltungen vertrauten Besucher rasch offensichtlich wurden. Umso mehr kann man sich mit den Trägern dieser aus zivilgesellschaftlichem Engagement heraus entstandenen Erinnerungs- und Informationsstätte nun freuen, dass nach einer Gebäudesanierung sowie einer – durch die französisch-reformierte Gemeinde, private Spender und vor allem die Lottostiftung ermöglichten – Neugestaltung der Dauerausstellung das Museum merklich aus seinem bisherigen Dornröschenschlaf erwacht ist.

Die neue Dauerausstellung eröffnet umfassend Einblick in die Geschichte der Hugenotten von ihrem Eintreffen als Glaubensflüchtlinge im Hohenzollernstaat bis zur Gegenwart der französisch-reformierten Christen in Deutschland – neues Gewicht legt das Museum aber auch auf die Darstellung der Entstehung und des Erbes der Hugenotten in ihrem französischen Heimatland. Im Fokus der Ausstellung stehen spürbar die Kerngebiete der hugenottischen Ansiedlung in Brandenburg; gleichwohl finden auch die Ansiedlungen in den historischen preußischen West- und Ostgebieten Erwähnung. Zudem hat das Museumsteam bereits mit seiner letzten Sonderausstellung deutlich gemacht, dass es ihm auch um die Hugenotten aus dem weiteren Ostseeraum getan ist: gewidmet war die unter dem Titel *Der große Künstler des kleinen Formats* stehende Schau im Obergeschoss des Museums dem 1726 in Danzig geborenen Grafiker Daniel Chodowiecki.

Interessenten, die womöglich ob der pandemischen Lage gegenwärtig noch vor einer Reise in die Bundeshauptstadt absehen, sei die attraktive Website, die einen virtuellen Rundgang anbietet, ebenso ans Herz gelegt wie das zur Neueröffnung erschienene und gleichfalls ansprechend gestaltete Buch *Refuge Berlin Brandenburg. Migration und Leben der Hugenotten 1672 bis heute*. Dessen inhaltliche Ausrichtung entspricht den programmatischen Orientierungen, die auch die neue Dauerausstellung prägen; daher erscheint es sachgemäß, an dieser Stelle Buch und Ausstellung gemeinsam zu betrachten. Einem Katalog-Teil vorgeschaltet findet sich eine Aufsatzsammlung, die einen Überblick gibt über „Verfolgung und Flucht der Hugenotten und ihre Aufnahme in Brandenburg-

Preußen“ (Susanne Lachenicht) und das Edikt von Potsdam (Matthias Asche) sowie die Geschichte der Französischen Friedrichstadtkirche (Klaus Merten) beleuchtet.

Eröffnet aber wird der Band von einem Beitrag des Historikers Etienne François, der dazu gewonnen werden konnte, die „Hugenottengeschichte als deutsch-französische und europäische Geschichte“ zu interpretieren. Dies entspricht dem Paradigmenwechsel von einer nationalen zu einer europäischen Geschichtsdeutung, der sich in den zurückliegenden Jahren auch in der Kulturarbeit nach § 96 BVFG durchgesetzt und in der Arbeit der ostdeutschen Landesmuseen bewährt hat. Dem mit der Migration der Hugenotten einhergehenden Kulturtransfer wie der heutigen Bedeutung der in hugenottischer Tradition stehenden reformierten Gemeinden und ihrer Glieder als Mittler zwischen Deutschland und Frankreich spürt auch die Ausstellung nach.

Eine weitere Parallele zur ostdeutschen Kulturarbeit tut sich im Bewusstsein für Fragen der Geschichtsrezeption und Identitätsbildung auf. So nimmt ein Aufsatz von Alexander Schunka „Hugenottische Erinnerungskulturen“ in den Blick. Darum bemüht sich – in einer



Links: Blick von der Galerie des ersten Obergeschosses in einen Raum der Sonderausstellung, der dominiert wird von Ernst A. Fischer-Cörlins Gemälde Der Große Kurfürst empfängt die Hugenotten (1878) und der Reproduktion des Textes des Potsdamer Toleranzediktes von 1685. – Rechts: Blick in den ersten Raum der Dauerausstellung, in dem die Geschichte der reformierten Christen in Frankreich und der französischsprachigen Schweiz präsentiert wird.

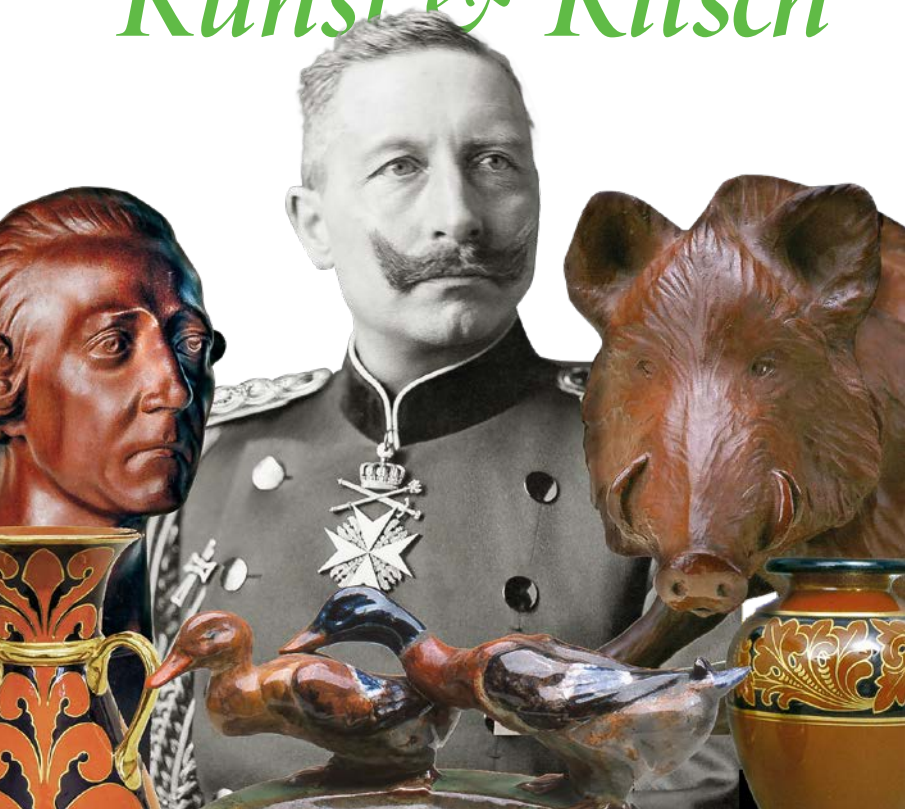
durchaus selbstkritischen Haltung – auch das Museum, indem es dem Besucher ermöglicht, parallel zur Darstellung des historischen Schicksals der Hugenotten die Herausbildung hugenottischer Selbstdeutungen nachzuvollziehen. Dies gelingt in besonders spannender Weise für das 19. Jahrhundert, in dem hugenottische Identität und deutscher Nationalismus eine aufschlussreiche Amalgamierung erfuhren.

Eine dritte Gemeinsamkeit prägt – erkennbar museumsdidaktisch motiviert – vornehmlich die Dauerausstellung und weniger den Katalog: die Aktualisierung des Themas historischer Vertriebenengruppen durch das Aufzeigen von Bezügen zu aktueller Zwangsmigration. So wird etwa die auf die Flucht mitgenommene Reisetruhe der Familie Bousset mit der Abbildung einer Flüchtlingsgruppe unserer Zeit kombiniert. Abzuwarten bleibt aber noch, wie die zugehörige Medienstation – die, wie andere digitale Angebote der Ausstellung, leider nicht bis zur Eröffnung fertiggestellt werden konnte – späterhin Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen heutigen und historischen Zwangsmigranten konkretisieren wird.

Somit erscheint auch ein wiederholter Besuch dieses aus dem Dornröschenschlaf erwachten Museums als durchaus reizvoll.

st Tilman Asmus Fischer

CADINEN *Des Kaisers* *Kunst & Kitsch*



FOTOS UND COLLAGE: WLM

Das Farbschema Rot-Blau-Gold, das das Erscheinungsbild der künstlerischen Keramik aus Cadinen bestimmt, kann leicht als gezieltes Wiedererkennungs- und Alleinstellungsmerkmal eines kommerziellen Labels verstanden werden. Betrachtet man jedoch die unterschiedlichen Produktionslinien der Manufaktur von ihrer Gründung 1904 bis ins Jahr 1941 hinein, erweist sich das Gesamtangebot ihrer keramischen Produkte als ebenso schillernd wie die je nach Lichteinfall von Kobaltblau bis tiefem Schwarz changierenden Lasuren des Verkaufsklassikers. Die vom 11. März bis zum 5. Juni 2022 im WESTPREUSSISCHEN LANDESMUSEUM Warendorf präsentierte Sonderausstellung *CADINEN. Des Kaisers Kunst und Kitsch* will deshalb einen Einblick in diese weitgefächerte Warenwelt vermitteln. Monumentale Blumentöpfe, Vasen, Kaffeegeschirr und Skulpturen sollen den Besucherinnen und Besuchern dabei eine Spielform der materiellen Kultur der Kaiserzeit vor Augen führen und ihnen darüber hinaus – und vor allem –, den Blick dafür öffnen, mit welchen kulturellen Assoziationen die Keramiken als Ausdruck des Geschmacks ihrer Zeit verhaftet waren.

Vase im typischen Rot-Blau-Gold-Stil der 1920/30er Jahre
Ton, gebrannt, mehrfarbig glasiert



Als Kaiser Wilhelm II. die KÖNIGLICHE MAJOLIKA- UND TERRAKOTTA-WERKSTATT gründete, als deren Direktor er auch ganz unmittelbar Einfluss auf die Entwürfe der ausgewählten Künstlerinnen und Künstler nehmen konnte, knüpfte er einerseits an das Prestigeprojekt seines Onkels, des Großherzogs Friedrich I. von Baden, an, der 1901 die GROSSHERZOGLICHE MAJOLIKA-MANUFAKTUR in Karlsruhe eröffnet hatte. Andererseits hatte das königliche Privileg der Porzellanherstellung ein Paradebeispiel dafür geschaffen, wie die Produktion eines kostbaren Luxusguts dazu beitragen konnte, den Wohlstand des Adels noch weiter zu mehren; und so beabsichtigte auch Wilhelm II., die Majoliken gewinnbringend zu vertreiben; deren Produktion blieb aber ein Zuschussgeschäft. Mit dem Ende der Monarchie 1918 und der Flucht Wilhelms ins Exil musste sich dieses defizitäre Geschäftsmodell zwangsläufig ändern. Hier kommt nun der neue

Direktor Wilhelm Dietrich ins Spiel, dem 1926 die gesamte künstlerische und kaufmännische Leitung der Werkstätten übertragen wurde und der als Erfinder des „Cadiner Prinzips“ von Rot-Blau-Gold zu würdigen ist.

Die Ausstellung gliedert sich folglich anhand der Zäsur 1918/1926 in zwei Teile: Der erste verfolgt den Einfluss Wilhelms II. und seines Kunst- und Geschichtsverständnisses auf die Cadiner Produktpalette mit einer tendenziell antiquierten, antimodernen Rückwendung zum Vorbild früherer Stilepochen von der griechisch-römischen Antike über die Renaissance bis hin zu Barock und Klassizismus. Diesen Bemühungen stellt der zweite Teil den Versuch Dietrichs gegenüber,

nach 1926 mit schlichteren, gebrauchtorientierten Formen und einer spezifischen Farbgebung, aber auch mit expressiven Tierplastiken eine neue Käuferklientel zu gewinnen. Die Marke „Cadinen“ mit ihrer wechselvollen Produktionsgeschichte erweist sich in diesem Sinne als historisches Vexierbild, in dem die ambivalenten und zueinander parallelen Strömungen des frühen 20. Jahrhunderts und seiner gesellschaftspolitischen Veränderungen aufscheinen.

Dies können zwei eher unbekanntere Beispiele veranschaulichen. Die als Keramik reproduzierte Totenmaske Friedrichs II. knüpft an das Wilhelminische Geschichtsbild und dessen bildliche und bauliche Propagandierung an. Wilhelm II. errichtete zahlreiche Denkmale für die von ihm verehrten Helden und Vorbilder der deutschen Nationalgeschichte. Friedrich II. nahm hier als (ab 1772) erster König



**Totenmaske Friedrich II.,
1920/30er Jahre**
Ton, gebrannt, glasiert



Erinnerungshumpen, 1933

entdecken, wie ein bezaubernder, aber gänzlich unpraktischer Frosch-Ascher mit expressiver Verlaufsglasur oder Beispiele zarter grafischer Ornamentik auf Vasen, welche die Gestaltungsideen der Avantgarde-Bewegungen aufgreifen.

Die Ausstellung bietet den bestmöglichen Einblick in die Facetten der künstlerischen Keramikproduktion in Cadinen. Aufgrund eines fehlenden Unternehmensarchivs muss jedoch offenbleiben, ob dieser Überblick als repräsentativ zu verstehen ist, oder ob noch weitere, bislang unentdeckte konzeptionelle Ansätze die Vielfalt des Gesamtangebots diversifizierten. Als fragmentarische und zufallsbedingte Überlieferung der Produktpalette gewähren die ausgewählten Objekte aus den Beständen des Westpreußischen und Ostpreußischen Landesmuseums sowie der *Sammlung Cadiner Majolika Familie Helmut Niederhaus* aber in jedem Fall einen aussagekräftigen und lebendigen Einblick in ein Angebot keramischer Kunst- und Gebrauchsgegenstände, das sich flexibel an den künstlerischen, kulturpolitischen, sozialen und ökonomischen Tendenzen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu orientieren und sich ihnen anzupassen suchte.

✎ Gisela Parak

von Preußen und als überragende Herrscherfigur – nicht zuletzt auch aufgrund seiner territorialen Erweiterungen im Osten – einen bedeutenden Platz ein. In Form der vervielfältigten Totenmaske wurde der verklärte Hohenzollern-König nun zum Dekorations- und Erinnerungsgegenstand des großbürgerlichen Wohnzimmers. Nur spekulieren lässt sich in diesem Zusammenhang darüber, warum die Terracotta nicht wie sonst üblich mit einer transparenten Schutzschicht luminiert, sondern mit einem dunklen Brauntönen glasiert wurde.

Das zweite Beispiel gehört einem interessanten Produktionszweig der Keramikmanufaktur an, der von der „patriotischen Majolika“ gebildet wird. Solche Stücke verbinden die Jahre des Ersten Weltkrieges, die Phase der territorialen Neuordnung infolge des Versailler Vertrags und die Zeit des Nationalsozialismus mit spezifischen Cadiner „Erinnerungsstücken“ und „Souvenirs“ miteinander. Die durch die Einrichtung des polnischen Korridors erzwungene Insellage Ostpreußens, zu dem Cadinen seit 1922 verwaltungsrechtlich gehörte, rief vielerlei Bemühungen hervor, die Bindungen der isolierten Provinz an das Reichsgebiet z. B. durch „Ostpreußenfahrten“ zu stärken. Für solche Gelegenheiten bot Cadinen spezielle Gravuren an: In der Sammlung des Westpreußischen Landesmuseums memoriert ein mit dem Stadtwappen Leipzigs versehener Humpen als Andenken solch eine „Ostpreußen-Reise“. Weitere Forschung wird unter dieser Perspektive erst noch genauer zu klären haben, inwieweit die Cadiner Majolika-Fabrikation in den Jahren ab 1933 nicht nur das Marktsegment patriotischer Produkte für einen konservativ-nationalistisch geprägten Teil der Gesellschaft bediente, sondern auch zur staatlich verordneten Pflege von völkischem Brauch- und Heimattum beitrug.

Dietrichs Neuausrichtung folgend, lassen sich ab den 1920er Jahren aber auch zahlreiche experimentelle Stücke in der Produktpalette

**Moderne Vase,
1920er Jahre**

Ton, gebrannt,
mehrfarbig glasiert



Frosch-Ascher, 1920/30er Jahre

Ton, gebrannt, Laufglasur
Entwurf: Vera Koopmann (geb. vor 1907 –
weitere Lebensdaten unbekannt)



**CADINEN. DES KAISERS
KUNST UND KITSCH**

11. März–5. Juni 2022

Di–So 10–18 Uhr

Westpreußisches Landesmuseum
Klosterstraße 21, 48231 Warendorf

Weitere Informationen sowie ein Aufruf
zur Ausstellungsbeteiligung unter:
westpreussisches-landesmuseum.de

EIN FORMBARER, GAR LEERER RAUM

Betrachtete das Deutsche Kaiserreich Osteuropa als ein Kolonialgebiet?

Die Geschichte Osteuropas und der Kolonialismus sind Themen, die beide viel Diskussionsbedarf mit sich bringen. Gemeinsam diskutiert werden sie aber selten – genau das unternimmt jedoch Christoph Kienemann mit seinem Buch *Der koloniale Blick gen Osten*. Der Grund dafür findet sich in der zentralen These des Historikers: Osteuropa sei im Deutschen Kaiserreich ganz ähnlich gesehen worden wie etwa Afrika und Gegenstand langanhaltender kolonialer Fantasien gewesen.

Wer angesichts der provokanten These hier ein politisches Pamphlet erwartet, sieht sich getäuscht. Kienemanns Buch ist eine exakt analysierende wissenschaftliche Arbeit, mit der der Autor an der Universität Oldenburg promoviert worden ist und deren differenzierte Überlegungen nicht leicht mitzuvollziehen sind. Kienemann bedient sich der Methode der sogenannten Diskursanalyse, mit der gewissermaßen der „Raum des Sagbaren“ vermessen wird: Welches Wissen galt zu einer bestimmten Zeit als anerkannt, welche Interpretationen des Weltgeschehens wurden allgemein als schlüssig akzeptiert? Tatsächlich sind die Parallelen zwischen dem Blick auf „den Osten“ und der Darstellung der überseeischen Kolonialgebiete frappierend. Wie Kienemann mit einer Fülle von Belegen aus dem Schrifttum des Kaiserreichs aufzeigt, tat sich nicht nur die Presse mit dieser Ideologie hervor. Gerade auch die deutsche Wissenschaft wurde zum entscheidenden Stichwortgeber, wenn es um die Darstellung Osteuropas als eines herrenlosen Gebietes ging, das die Deutschen zur Kolonisation regelrecht aufriefe.

„Der Osten“ wird in den Quellen als ein „formbarer Raum“ geschildert oder gar als weitgehend leer, erscheint also ähnlich, wie man Nordamerika zu dieser Zeit gesehen hat. Bereits der mittelalterliche Landesausbau – also das Urbarmachen von Boden und das Anlegen von Infrastruktur – wurde ohne Vorbehalte als ein deutscher Kolonisationsprozess begriffen und konnte so auch im ausgehenden 19. Jahr-

hundert zur Legitimation der deutschen Ambitionen in Osteuropa dienen. Während die deutschen Akteure ihrer Nation eine beständige „Fähigkeit zur Innovation“ zuschrieben, verharre „der Osten“ ansonsten in einer „dauernden Stagnation“. Das alles wurde laut Christoph Kienemann gleichsam von oben herab beschrieben – ein charakteristisches Kennzeichen eines „kolonialen Blicks“: „Der Osteuropadiskurs spricht über die Gesellschaften dieser Region, ohne sie selbst zu hören.“

Während alle diese Differenzen zunächst als Ausdruck eines „Kulturgefälles von West nach Ost“ dargestellt werden, verschieben sich um 1900 die Gewichte hin zu rassistischen Argumentationen, wonach die Slawen biologisch auf einer niedrigeren Stufe stünden. Daher wurden mit Blick auf Polen – nicht anders als im Falle der afrikanischen Kolonien –, „Mischehen“ zwischen Deutschen und den „Anderen“ abgelehnt, aus Furcht davor, die deutsche Kultur könne herabgezogen werden auf das Niveau der Kolonisierten.

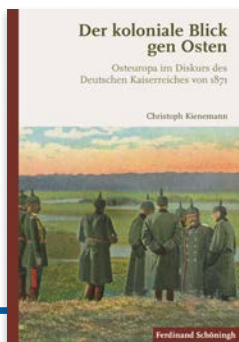
Dass Osteuropa und „Übersee“ in einen gemeinsamen Rahmen eingefügt worden sind, erklärt sich auch durch das Profil mancher publizistischer Akteure. Beispielsweise setzte sich der Autor Ernst von der Brüggen gleichermaßen für die Kolonisation des Nahraums im Osten wie für den Erwerb von Kolonien in der Ferne ein. – Eine eigentümliche Zurückhaltung stellte sich beim deutschen Blick auf Osteuropa bemerkenswerterweise ein, wenn es um das Verhältnis zum bereits grassierenden Antisemitismus ging. Kienemann kann zeigen, dass

die Juden in Osteuropa hier zum Teil noch als Träger von „deutscher Sprache und deutscher Gesittung“ eingeschätzt wurden. So konnten sich deutsche Nationalisten noch dazu genötigt sehen, den Antisemitismus zu beklagen, da dieser doch der „deutschen Sache“ schade.

Zuletzt wendet sich Kienemann in seiner Analyse noch dem Zweiten Weltkrieg sowie Flucht und Vertreibung der Deutschen aus Osteuropa zu. Er beschreibt, dass schon nach 1918/19 deutsche Minderheiten in Osteuropa, für die sich das Kaiserreich gar nicht zuständig gefühlt hatte, „zu einem Mittel der deutschen Außen- und Revisionspolitik“ gemacht worden seien. Nach dem Verlust der überseeischen Kolonien im Zuge des Versailler Vertrages konnte der Osten erneut – nicht zuletzt in Hitlers *Mein Kampf* –, „zu einem Zukunfts- und Sehnsuchtsraum“ werden. Wenn das Verhältnis zum „Osten“ im deutschen kollektiven Bewusstsein ein koloniales war, dann kommt die auch von anderen Forschern bereits berührte Frage auf, ob die Vertreibung der Deutschen von dort als „Dekolonisationserfahrung“ gelten kann. Kienemann führt dazu verschiedene Reden auf dem ersten Bundeskongress der Vereinigten Ostdeutschen Landsmannschaften an, abgehalten 1951 in der Frankfurter Paulskirche, die genau das bestätigen: Die Vertreibung, heißt es dort, stehe für den Abbruch eines jahrhundertlangen erfolgreichen Kolonisationsprojektes, so dass Osteuropa nun zwangsläufig dem Niedergang preisgegeben sei.

Christoph Kienemanns *Der koloniale Blick gen Osten* kommt einer Führung durch den ideologischen Maschinenraum des deutschen Kaiserreichs gleich. Mag sich das Buch auch vor allem an eine Fachöffentlichkeit richten – es liefert dennoch aufschlussreiche Beiträge zu Debatten, die die Öffentlichkeit noch eine Weile beschäftigen werden.

st Alexander Kleinschrodt



Christoph Kienemann
Der koloniale Blick gen Osten.
Osteuropa im Diskurs
des Deutschen Kaiserreiches
von 1871

Paderborn: Schöningh, 2018
310 S., Hardcover, € 69,90
ISBN 978-3-506-78868-9

Neuer und Alter
Kunst- und Tugend-
Kalender
Auff das 1722. Jahr Christi

DER DANZIGER KALENDERMACHER PAUL PATER

Vom Abreißkalender über den Dreimonatskalender bis zur Kalender-App – es kommt wohl niemand ohne solch ein Hilfsmittel aus, das zuverlässig einen Rahmen für die individuelle Lebens- und Arbeitsplanung aufspannt. Dass Kalender dafür die notwendigen Informationen bereithalten, ist seit langem selbstverständlich geworden; und auch deren Verfertigung bereitet wohl keine Schwierigkeiten, sondern wird heute gewiss schon weitgehend von einem Computerprogramm erledigt. Vor diesem Hintergrund erscheint es angeraten, einmal um drei Jahrhunderte zurückzublicken: Zu dieser Zeit waren die Kalendermacher höchst begabte und universell gebildete Männer, deren komplexe Arbeit großen Respekt verdient. Einer von ihnen war der in Menhardsdorf, in der damals oberungarischen Zips, geborene Paul Pater* (1656–1724), dessen Lebensweg ihn 1688 zunächst nach Thorn geführt hatte. Am dortigen Akademischen Gymnasium unterrichtete er Mathematik, Geographie, Astronomie, klassische Sprachen und Logik. Dabei legte er besonderen Wert auf die angewandte Mathematik, vor allem Mechanik, Optik, Chrono-

logie, Statistik sowie die Architektur von Fortifikationen. Nicht zuletzt verfasste er mehrere Schauspiele, die am Theater des Gymnasiums aufgeführt wurden. Offenbar war Pater somit hervorragend als Kalender-schreiber befähigt, denn er verfügte gleichermaßen über die Kompetenzen des Mathematikers, des Astronomen, dem zu dieser Zeit auch alle wesentlichen Kenntnisse der Astrologie zu Gebote standen, und des humanistisch gebildeten sprachgewandten Dichters.

In der Thorner Zeit, vermutlich ab 1690, begann Paul Pater mit der Konzeption seiner Kalender, die er sowohl in deutscher als auch in polnischer Sprache veröffentlichte, und muss sich bald ein großes Renommee erworben haben, denn im Januar 1703 erhielt er von König August II. das Privilegium, Kalender für Preußen zu drucken. – Im Herbst des gleichen Jahres wurde Thorn von schwedischen Truppen erobert; Pater entschloss sich, die Stadt zu verlassen, und ging nach Danzig. Am hiesigen Akademischen Gymnasium wurde er 1705 als Professor für Mathematik eingestellt und setzte seine Karriere als Kalendariograph äußerst erfolgreich fort. Nun trat er zugleich als Verleger auf und gründete sogar eine Druckerei: Alle Tätigkeiten von der ersten Konzeption bis zur Distribution des fertigen Produkts waren jetzt in seiner Person vereinigt.

Die hohe Kunst der Kalendermacher sowie die Attraktivität ihres Produkts für die Käufer dürften schlagartig verstehbar werden, wenn die Inhaltsübersicht der Ausgabe für das Jahr 1722 in den Blick rückt. Dort wird vom Autor angekündigt – und marktgerecht angepriesen –, dass die Leser eine auf ihre Bedürfnisse hin zugeschnittene Auswahl aus dem vielfältigen, gegenwärtig verfügbaren Weltwissen erwarten dürfen:

Worinnen gantz gewisse Dinge / von dem Lauff der Sonnen / Monds und dessen Vierteln vorher gesagt / auch ungewisse von der zukünftigen Witter- und Veränderung der Luft gemuthmasset werden : Mit untermengten außerlesenen Politischen

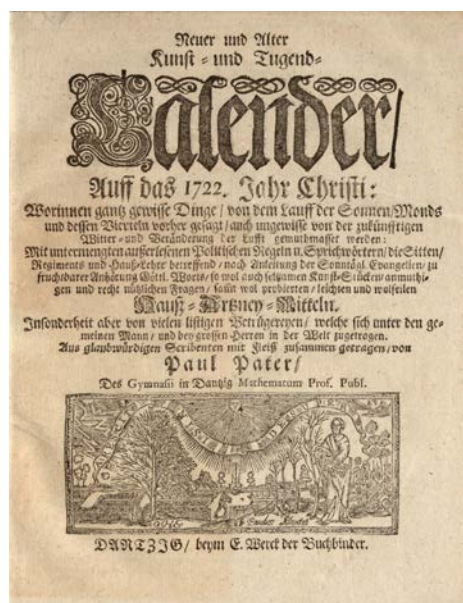
Regeln u. Sprichwörtern / die Sitten / Regiments und Haus- Lehre betreffend / nach Anleitung der Sonntägl. Evangelien / zu fruchtbarer Anhörung Göttl. Worts / so wol auch seltsamen Kunst=Stücken / anmuthigen und recht nützlichen Fragen / sammt wol probierten / leichten und wolfeilen Haus=Artzney=Mitteln. Insonderheit aber von vielen listigen Betrügereyen / welche sich unter den gemeinen Mann / und bey grossen Herren in der Welt zugetragen. Aus glaubwürdigen Scribenten mit Fleiß zusammen getragen [...]

Alle für den „gemeinen Mann“ relevanten Dimensionen des Kosmos, der Natur und des menschlichen Lebens –

der Lauf der Gestirne, der Wechsel und die Charakteristika der Jahreszeiten, die staatliche und sittliche Ordnung, die Erhaltung der Gesundheit – werden ebenso bedacht wie die christliche Heilsbotschaft oder der Bericht von seltsamen bzw. kuriosen Phänomenen; nicht zuletzt werden auch Geschichten aus aller Welt, in diesem Falle von „listigen Betrüge-



Das Titelbild des Kalenders bietet im Hintergrund eine stilisierte Ansicht von Danzig. Auf der linken Seite befindet sich ein astronomisches Modell mit dem Tierkreis und der Darstellung der Ekliptik, auf der rechten eine Erdkugel mit den Umrissen von Europa.



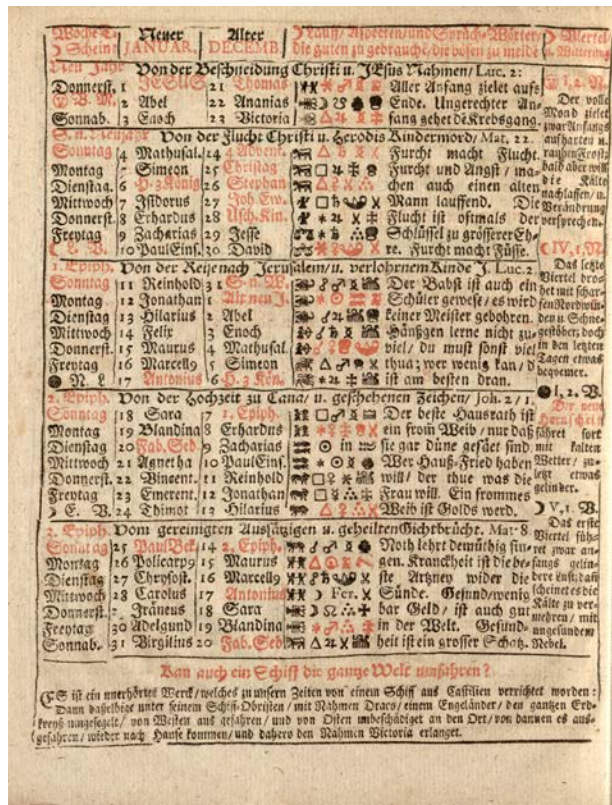
Die Inhaltsübersicht

* Im Rahmen des langjährigen Projekts *Biobibliographisches Handbuch der Kalendermacher von 1550 bis 1750* am Institut für Deutsche Presseforschung der Universität Bremen ist eine Biographie von Paul Pater erschienen, die wesentlich auf der Zuarbeit von Dr. Anna Mikołajewska (Thorn) beruht und die diesem Artikel zugrunde gelegen hat.

reyn“ erzählt, die einesteils unterhalten, andernteils aber als abschreckende Exempla auch belehren und die „Tugend“ fördern sollen. An diesem Punkt zeigt sich, dass die Kalenderschreiber neben allen anderen Qualifikationen auch professionelle Redakteure sein mussten, die aus den dynamisch anwachsenden aktuellen Wissensbeständen „mit Fleiß“ passende Fragmente auswählten, sie neu arrangierten und dabei in der Lage sein mussten, kritisch die Glaubwürdigkeit der „Scribenten“ zu beurteilen.

Um dieses weitreichende Angebot den Lesern übersichtlich unterbreiten zu können, entwarf Paul Pater für die zwölf Doppelseiten des Kalenders ein komplexes zweifarbigen Druckbild, in dem die Wochen des jeweiligen Monats horizontal voneinander getrennt werden und jeder Woche zudem der Sonntagsname sowie eine Perikope aus dem Neuen Testament zugeordnet sind. Die senkrechten Spalten nennen zunächst die Wochentage, an deren Stelle aber auch Hinweise auf die Mondphasen oder auf hervorgehobene kirchliche Feste bzw. auf Tage wie den Beginn eines Quatember rücken können. Sodann erscheint die „neue“ Zahlenfolge der Kalendertage mit zugehörigen Einträgen aus dem Heiligenkalender. Diese Spalte wird unmittelbar im „alten“ Stil wiederholt, wobei diese Daten nun um elf Tage zurückgesetzt erscheinen: In reformierten und lutherischen Gebieten war die gregorianische Kalenderreform von 1582 erst im Jahre 1700 – und regional noch nicht einmal einheitlich – umgesetzt worden. Deshalb war es beim großen Verbreitungsraum des Kalenders, der nach der Angabe auf dem Titelblatt „Pomerania“, „Prussia“ und „Polonia“ umfasste, sowie beim nicht zu unterschätzenden Beharrungsvermögen langfristiger Gewohnheiten offenbar angeraten, die Ordnung des julianischen Kalenders weiterhin mit anzugeben.

Die nun folgende Spalte verknüpft zwei Arten lebenspraktischer Ratschläge. Zum einen werden dort jeweilige Planeten-Konstellationen, die astrologisch relevanten „Aspecte“, aufgeführt und im Sinne eines Horoskops interpretiert. An dieser Stelle ist es für den Nutzer notwendig, die



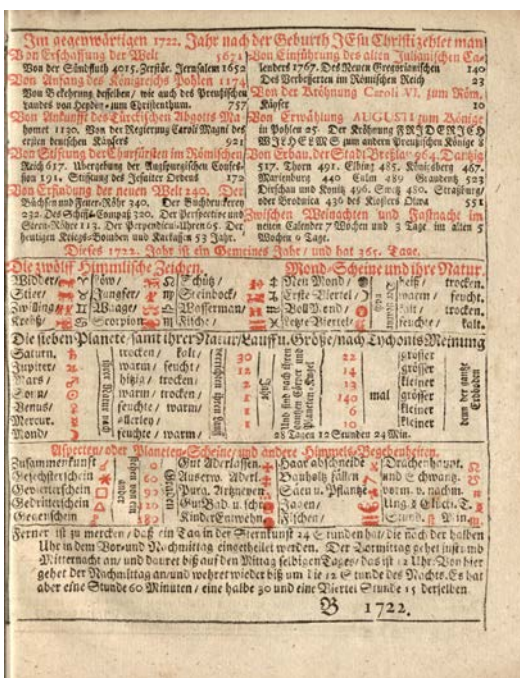
Kalender-Doppelblatt für den Januar

Legende und die Erläuterungen zu befragen, die im unteren Teil eines eigenen, dem Calendarium vorgeschalteten Blattes gegeben werden: Dort sind die Symbole der Gestirne und deren Relationen verzeichnet, und dort lässt sich dann auch ablesen, an welchen Tagen z. B. ein Aderlass, ein Haarschnitt oder das Schlagen von Bauholz besonders empfehlenswert sind.

Zum anderen werden als handlungsleitende Maximen einer klugen Lebensführung für jede Woche mehrere Sprichwörter genannt, die jeweils an die Themen der Perikopen angelehnt sind. Die Flucht nach Ägypten ruft beispielsweise die folgende Kette hervor: „Furcht macht Flucht. Furcht und Angst / machen auch einen alten Mann laufend. Die Flucht ist oftmals der Schlüssel zu grösserer Ehre. Furcht macht Füsse.“ Und der Kalendermacher assoziiert, um ein weiteres Beispiel zu nennen, anlässlich des Weinwunders bei der Hochzeit zu Kana: „Der beste Hausrath ist ein fromm Weib / nur daß sie gar düne gesäet sind. Wer Haus=Fried haben will / der thue was die Frau will. Ein frommes Weib ist Golds werd.“

Die letzte, schmale Spalte auf dieser ersten der beiden Monatsseiten verzichtet auf die sonst durchgängige vertikale Wochengliederung; ihre Disposition folgt stattdessen den Mondphasen. Dort werden in Kurzform Wetter-Prognosen genannt, die im folgenden zweiten Teil des Kalenders, dem „Prognosticon“, ausführlicher begründet werden. So lautet solch eine Kurzversion im zweiten Eintrag auf der hier vorliegenden Seite: „Das letzte Viertel drohet mit scharfen Nordwinden u. Schnegestöber; doch in den letzten Tagen etwas bequemer.“ – Die anschließende Seite hält dann die Zeiten des Sonnenauf- und des Sonnenuntergangs, die Länge der Tage sowie die Mondphasen fest und lässt überdies Raum für gelegentliche Zusatzbemerkungen, vor allem aber für eigene Notate.

Am Fuß der Doppelseite ist jeweils noch eine separate Texttribrik angebracht. Dort werden auf der linken Seite, bezogen auf das in diesem Jahr gewählte Leitthema Wasser, Meerestiere und Schifffahrt, in didak-



Historische Distanzen und astrologische Legenden



tischer Absicht Fragen formuliert wie: „Kann auch ein Schiff die gantze Welt umfahren?“ oder (im Mai) „Wen haben die Fische beym Leben erhalten?“ – bei deren Beantwortung der Leser dann über wissenswerte, oftmals auch erstaunliche Phänomene bzw. Zusammenhänge aufgeklärt wird. Auf der gegenüberliegenden, rechten Seite finden die Rezepturen der angekündigten

Betrügnern“, die aus unterschiedlichen Kulturkreisen und Epochen stammen und immer wieder die aus dem Alten Testament vertraute Figur bestätigen, dass derjenige, der anderen eine Grube gräbt, sehr leicht – wenn nicht in aller Regel – selbst hineinfällt.

Die eingehendere Betrachtung des *Neuen und Alten Kunst- und Tugend=Kalenders/ Auff das 1722. Jahr Christi* dürfte anschaulich gemacht haben, welche Bedeutung solch einer Publikation in einer Zeit zugekommen ist, in der sie neben der Bibel und dem Gesangbuch in den Haushalten breiter Bevölkerungsschichten den einzigen verfügbaren Lesestoff bot. Diesen Bedarf wusste der Kalendermacher Paul Pater offenbar optimal zu befriedigen: Sein Konzept war derart beliebt und erfolgreich, dass der *Kunst- und Tugend=Kalender* auch nach dem Tode des Autors noch über viele Jahrzehnte weitergeführt wurde. Die letzte Auflage erschien erst im Jahre 1812.



Emblematische Darstellung aus der Inhaltsübersicht



„Hauß= Artzney=Mittel“ ihren Ort, die (wiederum im vorliegenden Textbeispiel) „Für die Weh-tage der Augen/ u. allerley Gebrechen derselben“ eingesetzt werden können oder (im Juli) „Vor den Husten etliche sehr bewehrte Mittel“ bieten.

Diese erstaunliche Wirkungsgeschichte beruht anscheinend auf einer perfekten Kombination von vielfältigen und verlässlichen Informationen, die interessant vermittelt sowie abwechslungsreich-unterhaltsam aufbereitet werden und dadurch maßgeblich das Ziel auch schon der frühen Aufklärung verfolgen: die Überwindung des Obskuren, des Aberglaubens und aller unreflektierten Vorurteile zu fördern. Wie intensiv sich Paul Pater darum bemüht, dass seine Leser sich eigenständig in der Natur und Geschichte orientieren, zeigt das bereits zitierte Blatt mit den Legenden. Es gibt nicht nur Auskunft über den Kosmos und die Grundlagen der astrologischen Deutungen, sondern setzt das Jahr 1722 in Relation zu einer Vielfalt von mythischen und historischen Einsatz- und Wendepunkten. So erfahren die Leser beispielsweise, dass „Von Erschaffung der Welt“ 5.671 Jahre, „Von Anknüpfung des Türkischen Abgotts Mahomet“ 1.130 oder seit der Einführung des „verbesserten“ Kalenders 23 Jahre vergangen seien, und gewinnen dadurch die Möglichkeit, die kulturelle Vielschichtigkeit und geschichtliche Veränderbarkeit der Welt wahrzunehmen.

Auf diese 24 Seiten des tabellarischen Kalenders folgt das bereits erwähnte „Prognosticon“, das weitere 15, eng bedruckte Seiten umfasst. Zwei Drittel dieses Teils bieten jeweils

für die vier Jahreszeiten zusammenfassende Vorhersagen des Wetters* sowie – in einem eigenen Absatz – der erwartbaren Vorgänge und Gefahren „In Politischen Staats=Händeln“. In den übrigen Abschnitten spricht der Verfasser „Vom Sonn- und Mondfinsternissen“, „Vom Zu- und Misswachs der Erden: auch Säen und Pflanzen“, „Von Krieg und Frieden“ und „Von Seuchen und Kranckheiten“, bevor auf der Schlussseite des gesamten Bandes auch noch eine Übersicht über die Marktstage in allen Städten Westpreußens gegeben wird.

Die gesamte aufklärerische Praxis des Kalendermachers wird letztlich allerdings von der unverbrüchlichen christlichen Überzeugung getragen, dass alle Prozesse ihren Sinn allein aus der göttlichen Heilsgeschichte der Menschen beziehen und alles vom Willen und Segen des Höchsten abhängt. An einem zentralen Ort, im unteren Teil der Inhaltsübersicht, hebt dies gleich zu Beginn die emblematische, an 1 Kor 3, 6 anknüpfende Darstellung einer Gartenszene hervor: Sie zeigt den Apostel Paulus, der soeben einen Baum gepflanzt hat, sowie ein Spruchband mit dem Satz: „arescit nisi desuper“ (Das vom Menschen Gepflanzte vergeht, wenn Gott es nicht gedeihen lässt). Dabei darf als sicher angenommen werden, dass Paul Pater diese Figur des Apostels nicht ohne Bedacht gewählt hat: Das segensreiche Wirken seines Namenspatrons beim „Einpflanzen“ christlicher Glaubensgewissheit sollte von den Lesern zugleich als Sinnbild seines eigenen aufklärerisch-didaktischen Bemühens verstanden werden.

Beginn des „Prognosticons“

Durchsetzt ist das „Prognosticon“, und zwar mindestens zur Hälfte des zur Verfügung stehenden Raums, mit Erzählungen von den „listigen

* Ab Dezember 1721 begann der Danziger Biologe Gottfried Reyger (1704–1788), der zu den Mitbegründern der *Naturforschenden Gesellschaft* gehört, mit der Aufzeichnung von Wetterbeobachtungen, die er bis 1786 kontinuierlich fortführte. Für das Jahr 1722 liegen damit erstmals im engeren Sinne meteorologisch erhobene Daten vor, die einen Vergleich mit Paul Paters – noch wesentlich auf astrologischen Interpretationen der Planeten-Konstellationen beruhenden – Wettervorhersagen erlauben.

st Joanna Szkolnicka / Erik Fischer

SEINE HÄUSER WAREN ANZIEHUNGSPUNKTE

Georg Falck baute in Köln und für den Kaufhauskonzern Tietz

Von Alexander Kleinschrodt

Über viele jüdische Architekten aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist wenig bekannt. Das galt lange auch für Georg Falck, von dem noch markante Bauwerke erhalten sind. Vor 75 Jahren verstarb der aus Westpreußen stammende Baumeister in New York.

In Köln entsteht zurzeit ein außergewöhnlicher Museumsneubau: Das MiQUA wird die jüdische Geschichte Kölns dokumentieren und die archäologischen Fundstellen des jüdischen Viertels aus dem Mittelalter zugänglich machen, die sich direkt hinter dem Rathaus und nur 300 Meter entfernt vom Kölner Dom befinden. Noch bis 1933 gab es in Köln ein vielfältiges jüdisches Leben. Ab dem Anfang des 20. Jahrhunderts hatten jüdische Familien auch vermehrt Bauwerke errichten lassen, die im Stadtbild selbstbewusst hervortraten, sei es für geschäftliche Zwecke oder als private Wohnhäuser. Zunehmend kamen dabei auch jüdische Architekten zum Zug.

Wer diese Männer waren, darüber war lange wenig bekannt. Nur dank der Forschung des Kölner Architekturhistorikers Wolfram Hagspiel, der im vergangenen Jahr verstorben ist, kam wieder einiges über Kölns jüdische Architekten ans Licht. Hagspiel, der lange Zeit als Mitarbeiter des Kölner Stadtkonservators tätig war, hat die Informationen im Laufe vieler Jahre aus den unterschiedlichsten Quellen zusammengetragen, oft „mittels einer sehr aufwendigen detektivischen Detailarbeit“, wie er selbst es im Rückblick beschrieben hat. Die Ergebnisse dieser Arbeiten publizierte er 2010 in dem Band *Köln und seine jüdischen Architekten*.

SPUREN EINES WESTPREUSSEN IN KÖLN Einer der interessantesten unter Kölns jüdischen Architekten im frühen 20. Jahrhundert war Georg Falck. Auch er war weitgehend vergessen, aber durch den Kontakt zu seinen in den USA lebenden Töchtern ließ sich die Arbeit des sehr produktiven Architekten rekonstruieren: Wolfram Hagspiel konnte ihm rund 200 Bauwerke und Planungen zuordnen, nicht wenige davon mit hohem gestalterischem Anspruch. Trotzdem fehlen über Falck weiterhin an vielen Stellen gesicherte Informationen. Klar ist, dass er am 1. Juli 1907 in Köln ein Büro als selbständiger Architekt eröffnet hat. Über seine Anfangsjahre, wo Falck studiert und zuerst gearbeitet hat – darüber konnte Wolfram Hagspiel trotz aller Mühen nichts herausfinden. Möglicherweise wurde der Architekt an einer Berliner Hochschule ausgebildet und hat danach in verschiedenen Büros in



Georg Falck im Jahre 1910 – drei Jahre zuvor hatte er sich als Architekt in Köln niedergelassen (Porträt aus dem Privatbesitz der verstorbenen Töchter)

Norddeutschland gearbeitet. Seine Eltern müssen relativ wohlhabend gewesen sein, der Vater war ein erfolgreicher Kaufmann. Während die Familie in späteren Jahren in Berlin lebte, kam der Sohn Georg in Westpreußen zur Welt: Er wurde am 10. August 1878 in Landeck im Kreis Schlochau geboren, in jenem Ort, an dem der Deutsche Orden, um die Südwest-Ecke seine Territoriums zu schützen, einst eine Burg errichtete (der heute aber, nachdem er 1972 seine Stadtrechte verloren hatte, ein Dorf mit gut 500 Einwohnern bildet). Die nächste etwas größere Stadt war Neustettin, dessen jüdische Bevölkerung damals in einer schwierigen Lage war: Am 18. Februar 1881 kam es zu einem unaufgeklärten Brand der Neustettiner Synagoge, dem noch mehrfach antisemitische Übergriffe folgten.

In seiner Kölner Zeit entwickelte sich Georg Falck zu einem vielseitigen Architekten, der mit einer weiteren Firma auch als Bauunternehmer aktiv war und bei vielen seiner Projekte als Träger oder Mitfinanzier auftrat. So betrieb er nebenher mit seinem Bruder Eduard zeitweilig eine Pilzzüchterei. Zu Georg Falcks frühesten Arbeiten als selbständiger Architekt gehört das Abraham-Frank-Haus in Köln-Braunsfeld von 1909/10, ein israelitisches Waisenhaus, das nach einem Kölner Rabbiner benannt wurde. Falcks Rede zur Eröffnung hat sich erhalten, sie ist allerdings das einzige derartige Textdokument von ihm. Darin erkennt man die zeittypischen Ansprüche, die Falck als Vertreter der sogenannten Reformarchitektur an seine Bauten stellte: Es handele sich, führte er aus, um ein Haus, das „allen modernen Ansprüchen der Hygiene, der Zweckmäßigkeit und des Schönheitsempfindens entspricht“. Nach Schäden im Zweiten Weltkrieg ist das Abraham-Frank-Haus heute nicht mehr in seiner ursprünglichen Form erhalten.

Nach dem Krieg sogar ganz abgetragen wurde das Kölner Agrippinahaushaus an der Breiten Straße (1911–13), Falcks erste Arbeit in einem Bereich, in dem er später sehr angesehen war: der Geschäfts- und Kaufhausarchitektur. Laut Wolfram Hagspiel war das Agrippinahaushaus in Köln „einer der beeindruckendsten Neubauten seiner Zeit“. Wäre es erhalten, dann wäre es sicher – ebenso wie das 1914 entstandene und erhaltene Büro- und Geschäftshaus an der Brückenstraße – auch heute



QUELLE: REPRODUKTION HAGSPIEL, S. 119

Entwurfszeichnung Abraham-Frank-Haus (aus dem Stadt-Anzeiger, Jg. 1910) – Das Israelitische Waisenhaus in Köln-Braunsfeld gehörte zu den ersten Bauprojekten von Georg Falck.



QUELLE: REPRODUKTION HAGSPIEL, S. 129

Das nicht erhaltene Agrippinahaus von 1913 gehörte in Köln seinerzeit zu den beeindruckendsten neuen Geschäftshäusern (Anzeige aus der Kölnischen Theaterrundschau, Jg. 1913).

noch eine begehrte Adresse für den hochwertigen Handel. Das Erdgeschoss des Eckhauses war beinahe vollständig in Schaufensterflächen aufgelöst. Zudem befand sich in dem Gebäude auch ein Kino und das für einige Jahre äußerst beliebte Agrippina-Café. Für das zur gleichen Zeit etwa 500 Meter entfernt entstehende Geschäftshaus Frank & Lehmann übernahm Falck die Bauausführung. Der Entwurf stammte offiziell von zwei heute ausgesprochen berühmten Architekten, von Peter Behrens, dem Begründer des Industriedesigns, und dessen Mitarbeiter Walter Gropius, später Gründungsdirektor am Bauhaus in Weimar. Da Behrens wie auch Gropius selbst keine guten Bauzeichner waren und immer auf Mitarbeiter oder Partner angewiesen blieben, ist es möglich, dass Georg Falck auch noch an den Plänen mitgewirkt hat.

PROJEKTE DER 1920ER JAHRE Mit einem anderen renommierten Baumeister arbeitete Falck in den zwanziger Jahren zusammen: Der eigentlich bei der Stadt Hamburg angestellte Fritz Schumacher war zu dieser Zeit vorübergehend in Köln unter Vertrag, unter anderem, um im Auftrag des Oberbürgermeisters Konrad Adenauer die Anlage des städtischen Grüngürtels zu planen. Am Ende dieser Phase entwickelte Schumacher einen Entwurf für eine Bebauung am Kölner Heumarkt, bei dem er mit Georg Falck kooperierte: Das Ergebnis war ein Kopfbau an der Deutzer Brücke, bestehend aus zwei die Rheinquerung flankierenden Gebäuden und einem angeschlossenen Hochhaus, das mit einer spektakulären Durchfahrt den Weg auf die Brücke freigeben sollte. Ein Projekt in einem solchen Maßstab und an einer solchen sensiblen Stelle wäre heute sicher umstritten – offensichtlich war es aber auch damals schon höchst kontrovers. Schumacher zog den Entwurf schließlich zurück, es kam zur Ausschreibung eines großen Wettbewerbs, bei dem auch Georg Falck noch weitere eigene Entwürfe einreichte. Gebaut wurde jedoch nichts, die Pläne verschwanden in den Archiven.

Ende der zwanziger Jahre waren Falcks Entwürfe konsequent am Neuen Bauen orientiert, das sich an vielen Orten zunehmend entfalten konnte und keineswegs nur von der Bauhaus-Schule in Dessau betrieben wurde. In Köln-Mülheim konnte Falck 1927/28 eine bemerkens-



FOTO: RAIMOND SPEKING VIA WIKIMEDIA CC

Heute unter Denkmalschutz: Von Georg Falck 1914 erbautes Büro- und Geschäftshaus in der Kölner Brückenstraße



QUELLE: REPRODUKTION HAGSPIEL, S. 132

Bei dem Entwurf einer spektakulären Bebauung am Kopf der Deutzer Brücke in Köln arbeitete Falck mit dem berühmten Baumeister Fritz Schumacher zusammen (Brückenkopfbebauung Heumarkt, Deutsche Bauzeitung 1925, S. 725/727).



FOTO: JÖRG MATUSCHIAK

Backstein-Architektur der 1920er Jahre: Ehemaliges Kaufhaus Tietz in Stralsund nach Entwurf von Georg Falck

werte Wohnanlage realisieren, die stilistisch mit den allerdings sehr viel großmaßstäblicheren Wohnsiedlungen der Berliner Moderne zu vergleichen ist. Wolfram Hagspiel sah sie qualitativ auf einer Ebene mit den der „Weißen Stadt“ in Buchforst, dem bekanntesten Kölner Beispiel für diese Bauaufgabe. Falcks Mülheimer Mehrfamilienhaus zeichnet sich durch eine abgerundete Fassade aus, mit der der Bau sich in ein Eckgrundstück einfügt und die als Abschluss in ein sechsgeschossiges Turmhaus übergeht.

DER „HAUSARCHITEKT“ DER LEONHARD TIETZ AG Neben solchen Einzelprojekten war Falcks Tätigkeit jedoch maßgeblich geprägt durch einen engen Kontakt zu dem Handelskonzern Leonhard Tietz, in dem er, ohne dort angestellt zu sein, gewissermaßen die Rolle des Hausarchitekten einnahm. In etlichen Niederlassungen von Tietz war Falck für Umbauten und Erweiterungen zuständig, so in den verschiedenen Kölner Filialen, an der Königsallee in Düsseldorf und in Wuppertal-Barmen. Manchmal ging es nur um den Einbau einer Rolltreppe, oft aber auch um durchgreifende Modernisierungen. Die bemerkenswerteste darunter setzte Falck weitab von Köln um, in Stralsund: Für das dortige Kaufhaus Tietz entwarf er eine völlig neue Fassade. In der Materialwahl und den Gliederungselementen ist sie eindeutig an den norddeutschen Backsteinbauwerken der Gotik orientiert, im Gesamtbild handelt es sich aber um eine expressiv-moderne Architektur mit hohem Wiedererkennungswert. Glücklicherweise ist das Haus bis heute weitgehend original erhalten.

Neubauten hat Falck für Tietz vor allem in kleineren Städten des Rheinlandes ausgeführt, in denen es bis dahin noch kein Kaufhaus des Konzerns gab, beispielsweise in Düren, Solingen, Krefeld und Kleve, wo die Häuser natürlich immer zu großen Anziehungspunkten wurden. Die enge Verbindung zur Inhaberkfamilie erkennt man auch daran, dass Falck für sie eine Villa im noblen Kölner Stadtteil Marienburg errichtete – und in der Nähe auch ein privates Domizil für sich selbst und seine Familie. Tietz investierte einen Teil seiner Gewinne

aber auch in fortschrittliche Sozialleistungen. Seit 1899 gab es eine Betriebskrankenkasse, und bereits 1910 hatte Georg Falck den Auftrag bekommen, in Daun in der Eifel ein Erholungsheim für weibliche Angestellte des Konzerns zu entwerfen. Die Anlage bestand aus einem Haupthaus und zwei „Schlafhäusern“, alle ausgeführt im Stil skandinavischer Blockhäuser, die mittels überdachter Gänge verbunden waren. Noch bis 2007 wurde sie als Hotel genutzt, ehe ein Brand das Haupthaus völlig zerstörte.

EPILOG Ihr großer geschäftlicher Erfolg machte die jüdische Kaufmannsfamilie Tietz ab 1933 zu einem Ziel nationalsozialistischer Enteignungspolitik. Schnell kam es zu einer „Arisierung“, aus dem ehemaligen Tietz-Konzern ging später die Kette Galeria Kaufhof hervor. Wohl wegen seiner Verbindung mit Tietz sah auch Falck sich offenbar bald Angriffen ausgesetzt und fasste noch im Frühjahr 1933 den Entschluss zur Emigration. Die Familie ging zunächst nach Südfrankreich, ab 1934 lebte sie im Exil in Amsterdam. Im Jahr 1940 hatten die Falcks bereits Papiere für eine Übersiedlung in die USA beantragt, doch diesmal war es zu spät: Der deutsche Einmarsch in die Niederlande verhinderte ihre Ausreise. Die letzten Jahre von Georg Falck, wie Wolfram Hagspiel sie schildert, sind bitter: Es ist ein Leben in verschiedenen Verstecken, überwiegend verbringt die Familie die Zeit bis zum Kriegsende in Aerdenhout bei Amsterdam. Aber Georg Falck, seine Frau und seine Zwillingstöchter überstehen den Nationalsozialismus – anders als der Sohn Julius, der 1944 umkommt, und als Falcks Bruder Eduard, der im gleichen Jahr in Auschwitz stirbt.

Zum Jahreswechsel 1946/47 vollziehen die Falcks tatsächlich noch die geplante Auswanderung in die USA. Georg Falck erreicht das Land aber nur noch bei schlechter Gesundheit und stirbt am 22. Mai 1947 in New York. Weder dort noch in an seinem Geburtsort in Westpreußen hat Georg Falck nennenswerte Spuren hinterlassen. In seiner Wahlheimat Köln und an manchen anderen Orten ist seine Arbeit aber bis heute sichtbar geblieben.

VOR 120 JAHREN

Tarlatans, Wellengaze, Glanzstoffe – MASKERADEN UND LUSTBARKEITEN IN WESTPREUSSEN

Die Hochburgen des Karnevals und der Fastnacht, das Rheinland und der schwäbisch-alemannische Raum, lagen nicht nur geographisch weit von Westpreußen entfernt. Ein tiefer verwurzelt Brauchtum mit Vereinen oder Gesellschaften, die sich ganzjährig mit der Vorbereitung und Ausgestaltung der „fünften Jahreszeit“ beschäftigten, hat sich hier kaum entwickelt. Gleichwohl wusste die bürgerliche Gesellschaft dieser Provinz, die Zeit zwischen Epiphania und Aschermittwoch für Feste und Bälle zu nutzen. – Ein Blick auf die städtische Kultur von Elbing im Jahre 1902 wird davon einen plastischen Eindruck vermitteln.

Die allgemeine wirtschaftliche Depression der Jahre 1900 bis 1902 ist auch an Westpreußen nicht spurlos vorbegegangen. Dies schildert die *Altpreußische Zeitung* eindringlich: in manchen Städten hätten größere Geselligkeitsvereine beschlossen, die sonst üblichen Wintervergüngen ganz ausfallen zu lassen oder doch wesentlich zu beschränken. Auch im Kneipenleben sei die Krise zu spüren und selbst über früher stark besuchte „gut bürgerliche Restaurants“ schwebte „das Verhängnis“.

Elbing scheint von diesen Auswirkungen allerdings weitgehend verschont worden zu sein. Stattdessen wurde hier das sehr viel mildere Problem diskutiert, dass die Zeitspanne des Karnevals besonders kurz sei; denn Aschermittwoch fiel schon auf den 12. Februar. Deshalb empfiehlt die genannte Tageszeitung ihren Lesern am 8. Januar, diese Wochen „nach Kräften auszunutzen“, und verweist auf die Möglichkeit, dieser Schwierigkeit nicht nur durch eine „intensivere Pflege“, sondern auch dadurch zu begegnen, dass sie „künstlich verlängert“ wird, und zwar „nach vorn und nach hinten“.

Die – auch nach den Festtagen noch stattfindenden – weihnachtlichen Veranstaltungen wurden im neuen Jahr von „Wintervergüngen“ abgelöst, von allerlei Unterhaltungsabenden, Familienkränzchen oder „Gesellschaftsabenden mit Tanz“. Besondere Attraktionen bildeten die zu jener Zeit weit verbreiteten „lebenden Bilder“ (tableaux vivants) oder „Reigen“, die nicht nur (wie beim St. Elisabeth-Verein) einen

musikalisch-tänzerischen „Blumenreigen“ meinen konnten, sondern auch einen „Fahrreigen“, d. h. eine Vorführung des Einrad-Kunstradfahrens, zu dem der Radfahrerclub *Cito* im Rahmen seines Winterfestes einlud.

Die Hotels und Gaststätten passten ihr Angebot ebenfalls der Faschingszeit an. Zum Kaffee wurden Schmandwaffeln und Pfannkuchen gereicht, und das Hotel *Stadt Elbing* engagierte, worauf eine Annonce vom 12. Januar hinweist, zur musikalischen Unterhaltung überdies einen Zitherspieler.

Die „nährische“ Zeit hinderte selbstverständlicher Weise nicht daran, dass in der Programmgestaltung die beiden herausragenden Tagen des patriotischen Kalenders angemessen Berücksichtigung fanden. Unter der Mitwirkung von insgesamt 216 Personen, von lokalen und auswärtigen Solisten, einem gemischten Chor, einem Knabenchor und dem Orchester, führte der Elbinger Kirchenchor zur „Nationalfeier“ am 18. Januar, dem Reichsgründungstag, die Konzertkantate „Aus Deutschlands großer Zeit“ auf: Diese Komposition, die 1895 in Anwesenheit des Kaisers uraufgeführt worden war und dem Komponisten sowie dem Textdichter, Ernst Hermann Seyffardt bzw. Adolf Kiepert, bei dieser Gelegenheit jeweils einen Hoforden IV. Klasse eingetragen hatte, gehörte seitdem reichsweit zum festen Musik-Repertoire solcher Feiern.

Des Kaisers Geburtstag am 27. Januar, den zweiten jener besonderen Tage, begingen die Honoratioren der Stadt mit einem Festessen in den Casinoräumen. Dazu hatte ein Komitee eingeladen, zu dem auch der Oberbürgermeister Heinrich Elditt gehörte. Am selben Tag und zur selben Zeit trafen sich die zugehörigen Damen in der Bürgerressource zu einem „patriotischen Damenkaffee“. Das Programm sah verschiedene Aufführungen vor, darunter einen Reigen und ein *Überbrettel* – offenbar eine unmittelbare Anknüpfung an die Form des literarischen Kabarets, die Ernst von Wolzogen ein Jahr zuvor unter dem nahezu identischen Titel „Überbrettel“ in Berlin begründet hatte.

Zwischen diesen würdevollen Tagen brauchten die Lachmuskeln des Publikums freilich nicht ganz-

Bitte genau auf meine
Firma zu achten:
Th. Jacoby,
24. Fischerstraße 24.

**Masken-
Saison
1902!**



Masken-Atlas
in allen Ballfarben, Meter 35

Masken-Sammet
in allen Ballfarben, Meter 58

Tarlatans
in all. Farb., 100cm breit, Mtr. 23

Tarlatans
mit Silberfäden, Meter 19

Wellengaze mit Silberfäden durchgezogen
in allen Farben, Meter 6

Glanzstoffe
in allen Farben, Meter 32

**Masken
mit Behang**
in allen Farben, Stück 14

Maskenstrümpfe
in allen Farben, Paar von 9 an

Ballhandschuhe
76/151 von 21 an

**Gold- u. Silber-
Besätze**
zu billigsten Preisen in enorm großer Auswahl am Lager.

Maskendominos
von 1 an

Sämtliche Maskenstoffe nur eingeführte Qualitäten, reich mit Gold- u. Silberfäden durchgezogen.
Billigere Qualitäten werden in meinem Geschäft nicht geführt.

Th. Jacoby,
24. Fischerstraße 24.

Annonce aus der
Altpreußischen Zeitung
vom 1. Februar 1902



Der „Dialekthumorist“ Robert Lutkat alias Robert Johannes (Aufnahme 1905)

Annoncen aus der Altpreußischen Zeitung vom 15. bzw. 31. Januar 1902

lich zu erschaffen: Am 22. Januar gastierte beispielsweise der – unter seinem Pseudonym Robert Johannes bis heute renommierte – ostpreußische Schauspieler und „Dialekthumorist“ Robert Lutkat und erfreute die Zuhörer insbesondere mit seinen beliebten Geschichten von Tante Malchen.

Zu dieser Zeit warf die Ballsaison schon längst ihre Schatten voraus. Die Buchdruckerei Gaartz bot Veranstaltern ihre Dienste bei der Herstellung von Programmen und Einladungskarten an, Entwürfe neuer Modell-Kleider wurden veröffentlicht, und neben den Annoncen des bekannten Kaufhauses von Th. Jacoby erschienen auch private Anzeigen, die karnevaleske Accessoires offerierten. Nachdem einige einschlägige Veranstaltungen eine Vorhut gebildet hatten, begrüßte die *Altpreußische Zeitung* ihre Leser am Donnerstag, dem 30. Januar, schließlich mit dem Motto, das für die zwei Wochen bis zum Aschermittwoch gelten sollte: „Es ist Faschingszeit! Laune, Scherz, Mutwillen sind die Signatur der nächsten Tage.“

Nun fand eine Vielzahl von Bällen statt, zu denen die einzelnen Vereinigungen ihre Mitglieder einluden oder die von gastronomischen Betrieben organisiert wurden: Der Gewerkverein der Maschinenbauer, die Verbände der Metallarbeiter, der Holzarbeiter oder der Tischler, die Gesangsvereine einzelner Gewerke, die Sektion der Former und der Chor des evangelischen Arbeitervereins – sie alle warben um Aufmerksamkeit für ihre Maskenbälle und Kostümfeste; zudem konnten – vor allem die korporativ nicht gebundenen – Bürger und Bürgerinnen ihr Tanzbein im Hotel *Stadt Elbing*, im „Erholungsheim“ oder Gasthaus *Goldener Löwe* schwingen.

Beliebt waren in dieser Zeit auch sogenannte Gesindebälle, bei denen sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer als Dienstmädchen, Köchinnen oder Waschfrauen, als Arbeiter, Kutscher und Hausdiener oder andere Angehörige der „niederen Klasse“ verkleideten. Bemerkenswert ist überdies die zuweilen geübte Praxis, nicht nur „Masken“, kostümierten Gästen, die aktiv mitfeiern durften, Eintritt zu gewähren, sondern zu einem deutlich verringerten Preis auch bloße „Zuschauer“ zuzulassen.

Gewerkverein der Maschinenbauer.
Sonnabend, den 1. Februar d. J.:
Grosser Maskenball
in den festlich decorirten Sälen des Gewerbehauses.
Musik ausgeführt von der Kapelle des Dragoner-Regiments König Albert von Sachsen Nr. 10 in Allenstein. [76/10]
Billets sind bei sämmtlichen Vorstandsmitgliedern, Feiseur Bohrendt, Wasserstraße, Naumann, Gewerbehaus und an der Kasse zu haben.
Masken 1 Mt. Zuschauer 40 Pf.
Anfang 8 Uhr. Der Vorstand.
NB. Sonntag, den 2. Februar, 3 Uhr Nachm.: **Versammlung.**

Radfahrer-Club Elbing von 1886.
Donnerstag, den 23. Januar d. J.:
Gesinde-Maskenball
in den Räumen des Gewerbevereinshauses.
Eintrittskarten für die Mitglieder und deren Angehörige sind von Steppuhn & Kohtzer in Empfang zu nehmen. [69/22]

Die Ballsaison in der Faschingszeit gab für einige den Impuls, eigene Defizite zumindest im Blick auf das folgende Jahr durch einen Tanzkurs abzubauen. Auf diese Chance wies z. B. die von L. Boy geleitete Tanzschule in ihren Anzeigen hin. Solch ein Entschluss scheint aber keine Selbstverständlichkeit mehr gewesen zu sein. Vielmehr beklagte sich die *Altpreußische Zeitung* über einen regelrechten Sittenverfall: Sie beobachtete zunehmend „eine Gattung junger Leute, die mit mitleidigem Achselzucken auf die wenigen Herren blicken, die sich überhaupt noch der Mühe des Tanzes unterziehen –

denn der Tanz ist eine Mühe geworden, er ist keine Lust, keine Wonne, keine Seligkeit mehr“. Die Zeitung fügte noch spöttelnd hinzu, dass in diese „jungen Greise“ erst während der Kaffeepause wieder Leben kommt – wenn sie „wie Schakale“ das Büffet überfallen.

Die von der *Altpreußischen Zeitung* gestellte eingangs zitierte Prognose wurde schließlich bestätigt: Als am Aschermittwoch, dem 12. Februar, die Fastenzeit viel zu rasch begann, sahen sich einige Vereine tatsächlich genötigt, diese Grenze zu ignorieren. Erst am nachfolgenden Sonnabend fanden beispielsweise die Klempner und Metallarbeiter eine Gelegenheit, ihren Maskenball zu veranstalten. So stellte das Elbinger Blatt auch verständnisvoll fest, dass nun zwar keine stille, aber doch eine „wenigstens stillere“ Zeit angebrochen sei, in der die Faschingslustbarkeiten noch „nicht überall definitiv erloschen sind“.

Durch das Verebben solcher Aktivitäten wurde das Gesamtangebot an verlockenden Vergnügungsmöglichkeiten allerdings kaum spürbar eingeschränkt: Das traditionell zur Fastenzeit gebrauchte Bockbier stand rechtzeitig zur Verfügung und förderte nun die Stimmung bei manchem geselligen Beisammensein; etliche Vereine und Belegschaften hatten kaum die Masken abgelegt, als sie bereits Schlittenpartien veranstalteten; und schon am 17. Februar zog ein sensationelles Gastspiel alle Aufmerksamkeit auf sich: In der Bürgerressource traten die berühmten, im Berliner *Reichshallen-Theater* beheimateten *Stettiner Sänger* auf und begeisterten ihr Publikum mit einem „urkomischen Programm“.

Auch wenn die Provinz Westpreußen keine eigenständigen Traditionen des Karnevals oder der Fastnacht herausgebildet hatte, genossen ihre Bürgerinnen und Bürger die Wochen bis zum Beginn der Fastenzeit offenbar ideenreich und phantasievoll – und gaben der Heiterkeit und dem Frohsinn anscheinend auch zu anderen Jahreszeiten, nicht nur während der „fünften“, Raum.

Joanna Szkolnicka

Zwei bayerische Braumeister und die zweitgrößte Aktienbrauerei Westpreußens – DIE BRAUEREI HÖCHERL IN CULM

Die Bewohner Westpreußens waren eigentlich keine großen Biertrinker. Dies lag zum Teil daran, dass die meisten Gutsbesitzer auf dem Land eigene Schnapsbrennereien betrieben. Wer auf den großen Gütern arbeitete, war zugleich ein guter Abnehmer des dort gebrannten Kartoffelschnapses, und das auf dem Land erhältliche Bier war eher von schlechter Qualität. Dies änderte sich langsam ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als das aus Bayern kommende untergärige Lagerbier seinen Siegeszug durch die ganze Welt begann.

Auch in Westpreußen versuchte man nun, nach der bayerischen Brauweise zu brauen; trotzdem betrug der Bierverbrauch der westpreußischen Bevölkerung stets nur etwa die Hälfte des Bierkonsums im preußischen Staat insgesamt. Im Jahr 1887 waren es zum Beispiel ca. 35l, während die Kopfquote in der Norddeutschen Brausteuergemeinschaft bei 77l lag. Die Zahl der Brauereien in Westpreußen bewegte sich immer um die 100 Betriebe, im Jahr 1883 waren es zum Beispiel 104, 1903 waren es noch 91. Zum Vergleich: In Schlesien hatte allein die Stadt Breslau im Jahr 1892 noch 77 Braustätten. Obwohl die Anzahl der Betriebe abnahm, hat sich die Biererzeugung Westpreußens in dieser Zeit fast verdoppelt, und zwar von 462.187 hl im Jahr 1883 auf 841.866 hl im Jahr 1901. Diese Entwicklung verdankte die Provinz vor allem modern eingerichteten Großbrauereien, die wohl-schmeckende und haltbare Biere produzierten. Eine von ihnen war die 1874 gegründete Brauerei und Mälzerei von Aloys Höcherl in Culm an der Weichsel.

Eine erfolgreiche Neugründung

Aloys Höcherl wurde 1830 in Bayern geboren, wo er auch den Beruf des Bierbrauers erlernte. Im Jahr 1859 übernahm er die Braumeisterstelle in der Brauerei des Rittergutsbesitzers Ruperti in Grubno bei Culm. Er heiratete die zehn Jahre jüngere Anna Greiner, mit der er zwei Söhne hatte, Aloys junior und Franz. Carl von Ruperti (1835–1909) hatte das Gut Grubno im Jahr 1856 gekauft; eine Brauerei befand sich dort bereits seit dem Jahr 1845. Der bayerische Braumeister muss in der einfach ausgestatteten Brauerei (in der von Ruperti erst 1899 eine Dampfmaschine installieren ließ) gute Biere gebraut haben und hat es dort mit den Jahren zu einem Wohlstand gebracht, der es ihm 1874 erlaubte, sich selbstständig zu machen.

In diesem Jahr kaufte Aloys Höcherl für 27.000 Mark die damals stillgelegte Brauerei in der Bischofstraße (der heutigen ul. Biskupia) in Culm, richtete sie für die untergärige (bayerische) Brauweise ein und erweiterte sie in erheblichem Maße. Als ein Glücksfall für den Besitzer erwies sich der junge Braumeister Wolfgang Geiger. Geiger stammte aus der Nähe von Landshut in Bayern. Er erlernte den Brauerberuf in

einer kleinen Brauerei in seiner Heimat und ging danach, wie es in dieser Zeit üblich war, für eineinhalb Jahre auf Wanderschaft. In Culm traf er in Aloys Höcherl einen Landsmann, bei dem er eine Anstellung als Braumeister bekam. Unter der Leitung von Wolfgang Geiger wurde die Brauerei weiter modernisiert und ausgebaut, erlangte auch bald eine überregionale Bedeutung. Ihre Erzeugnisse wurden auf verschiedenen Ausstellungen präsentiert, unter anderem in Danzig, Königsberg, Köln und sogar in Paris. Wolfgang Geiger war ein Tüftler und Erfinder. Er machte viele Experimente und ließ einige seiner Erfindungen patentrechtlich schützen.

Nach langjähriger Praxis bin ich mit meiner Gährungs-Methode dahin gelangt, daß ich erfreulicher Weise von einer Oefendegeneration verschont bleibe, und bin ich folglich in den Stand gesetzt, jedes beliebige Quantum ganz vorzügliches
Bierzeuges
das Liter für 40 S an meine werthen Collegen abgeben zu können.
Höcherl's Export-Brauerei, Culm in Westpreußen.
W. Geiger, Braumeister. 8915

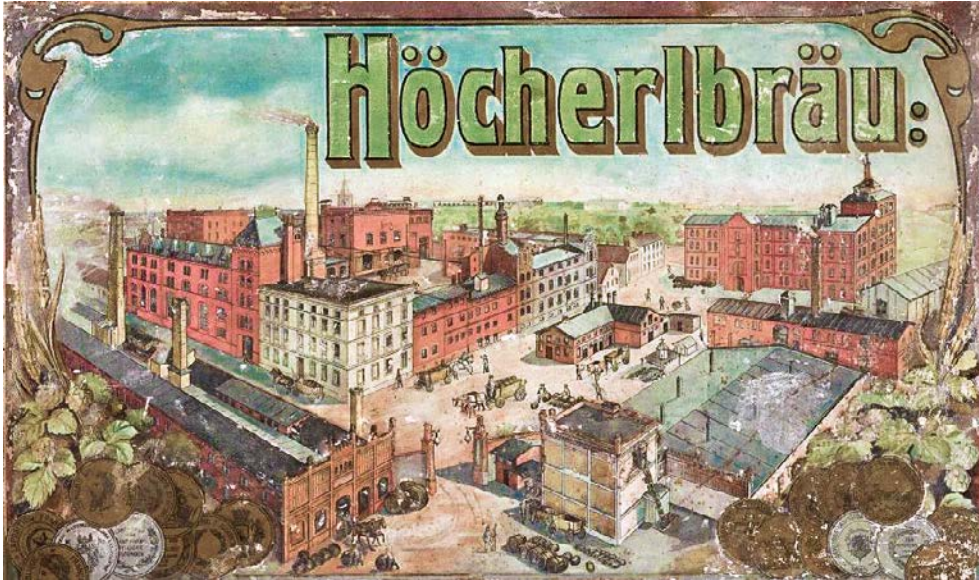
Vorzügliche Gahhefe
aus 75 Grad R. abgedarrtem Malz und
14procentigen Bierwürzen offerirt das
Liter zu 40 S 9038
W. Geiger, Braumeister,
Höcherl's Export-Brauerei
Culm a. W. (Westpreußen).

In der Regel war der Verkauf von Hefe an andere Brauereien eine gute Einnahmequelle eines Braumeisters, die ihm zusätzliches Einkommen sicherte. 40 Pfennige für den Liter Hefe war damals ein stolzer Preis, wenn man bedenkt, dass eine Brauerei für die Erzeugung von 1.000 l Bier im Schnitt 10 l benötigte und der Preis für diese Menge in etwa dem Tageslohn eines Brauereiarbeiters entsprach. (Inserate in der Allgemeinen Hopfen-Zeitung aus den Jahren 1881 bzw. 1882)

Das Spundventil nach dem Patent von Wolfgang Geiger baute die Breslauer Firma Gebrüder Guttsmann, in dieser Zeit eine der führenden Fabriken für Brauereibedarf. (Inserat in der Allgemeinen Brauer- und Hopfen-Zeitung aus dem Jahr 1895)

Neu! 6207
Spundventil
mit verstellbarem Ausstossrohr und durch Federdruck beeinflusstem Verschlussstempel, ges. geschützt D. R. G. M. No. 32348, System Brauereibesitzer Geiger in Culm a. W.
Absolut sicheres Functioniren bei stärkerem und geringerem Druck.
Prospecte auf Wunsch.
Gebrüder Guttsmann,
Breslau,
Brauereimaschinenfabrik und Eisengiesserei.





Eine frühe Gesamtansicht der Brauerei. Im Brauereihof sind nur Pferdegespanne zu sehen, obwohl man weiß, dass die Brauerei bereits in den 1880er Jahren eigene Eisenbahnwaggons und ab 1899 Lastkraftwagen besaß.

Aloys Höcherl starb 1884 im Alter von nur 54 Jahren. Die Leitung des Betriebes übernahm zunächst seine Frau Anna, einige Jahre später heiratete sie Wolfgang Geiger, den Braumeister. In Zukunft sollte aber Aloys jr. die Brauerei leiten; für ihn wurde sie im Jahr 1894 sehr großzügig umgebaut. Das Maschinenhaus wurde neu errichtet und mit zwei Dampfmaschinen ausgestattet, von denen die kleinere 50 PS und die größere 100 PS leisteten. Neben den Maschinen in der Brauerei und Mälzerei betrieben die Dampfmaschinen eine Eismaschine und Dynamos, die das ganze Anwesen mit elektrischem Licht und, wie man damals sagte, elektrischer Kraft versorgten. Die eigene Mälzerei war für eine Jahresproduktion von 30.000 Zentnern Malz eingerichtet und konnte fast den ganzen Jahresbedarf der Brauerei decken. Die Gär- und Lagerkeller waren nun auf eine jährliche Produktion von 80.000 hl Bier hin ausgelegt, und zum Schluss wurde das Herzstück der Brauerei – das Sudhaus – neu gebaut. Hier dachten die Brauereibesitzer schon über den Tag hinaus und ließen von der Firma Riedinger in Augsburg ein Sudwerk für 65 Zentner Einmischung installieren, das in Zukunft eine Jahresproduktion von bis zu 130.000 hl Bier zu ermöglichen vermochte. Die Brauerei war jetzt auf dem modernsten Stand der Technik; Aloys Höcherl jr. jedoch hatte sich andere Ziele für sein Leben gesetzt und wollte die Firma nicht übernehmen. Stattdessen zog er mit seinem Bruder Franz nach Oliva bei Danzig.

Nachdem keiner der beiden Söhne an der Brauerei interessiert war, entschieden sich Anna und Wolfgang Geiger 1896, die Firma in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Die HÖCHERL-BRÄU AKTIENGESELLSCHAFT hatte ein Aktienkapital von 2.000.000 Mark, aufgeteilt in 2.000 Aktien zu je 1.000 Mark. Sämtliche Aktien übernahm die Brauereibesitzerin Anna

Ihre Mutter zog sich aus dem Geschäftsleben zurück und verstarb im Jahr 1902.

Eine expandierende AG

Zu dem Zeitpunkt, an dem die HÖCHERL-BRÄU AKTIENGESELLSCHAFT gegründet wurde, gab es in Westpreußen noch drei weitere Aktienbrauereien. Es waren die DANZIGER AKTIEN-BIERBRAUEREI in Danzig-Langfuhr, die BRAUEREI ENGLISCH BRUNNEN in Elbing und die BRAUEREI KUNTERSTEIN in Graudenz. Die Höcherl-Brauerei stieß 1897 nun als viertes Aktienunternehmen dazu – und übertraf gleich in ihrem ersten Geschäftsjahr mit einer Bierproduktion von 76.336 hl und einer Dividende von 9% alle anderen in der Provinz ansässigen Konkurrenten. Dies gelang ihr aber nur dieses eine Mal, denn vom nächsten Jahr an hatte die Danziger Aktien-Brauerei immer den höchsten Bierausstoß, während die Brauerei Höcherl stets den zweiten Platz belegte. Seit ihrer Gründung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges betrug die Produktion der Brauerei Höcherl jährlich zwischen 65.000 und 75.000 hl Bier.



Zweiachsiger Bierwagen der Höcherl-Brauerei, Baujahr 1915

AUFNAHME: WIRTSCHAFTSARCHIV BADEN-WÜRTTEMBERG, STUTTGART - HOHENHEIM (WABW)/BESTAND: B.05, WAGGONFABRIK RASTATT

Zum Absatzgebiet der Brauerei gehörten hauptsächlich die preußischen Provinzen Westpreußen, Ostpreußen, Posen und Schlesien. Den Biervertrieb besorgten anfangs Pferdefuhrwerke, die Brauerei besaß 32 eigene Pferde. Als 1883 der Anschluss der Stadt Culm an die Weichselstädtebahn vollendet wurde, konnte man die Absatzgebiete schnell erweitern. Man investierte in Eisenbahnwaggons, mit denen das Bier in weiter entfernte Gebiete exportiert werden konnte. Im Jahr 1898 waren es bereits acht eigene Waggons; ein Jahr später kaufte die Brauerei ihren ersten Lastwagen. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um einen Daimler, von dem in diesem Jahr 13 Stück an Brauereien verkauft wurden. Der Lastwagen ermöglichte einen schnelleren Versand und sollte an Stelle der langsamen Fuhrwerke nicht nur bis zur Bahnstation Terespol, sondern zweimal am Tag bis nach Bromberg fahren, von wo aus dann der weitere Transport erfolgte.

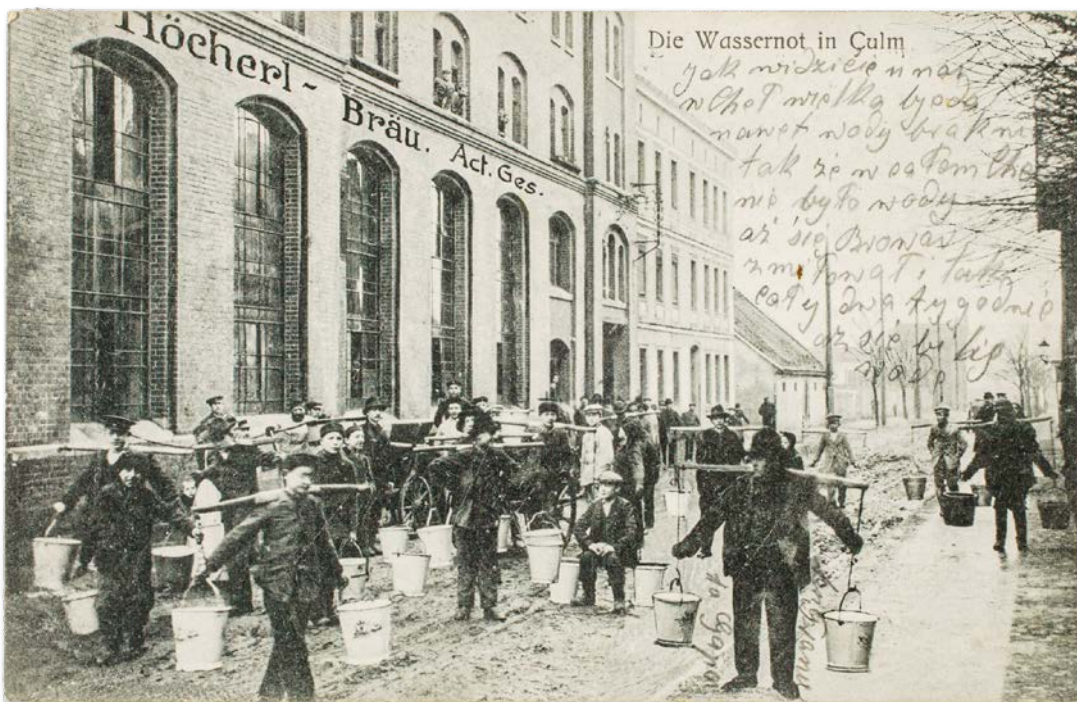
Die Brauerei investierte auch an verschiedenen Orten in Lokale, um die Reichweite ihrer Produkte zu vergrößern. Sie besaß eigene Grundstücke mit Ausschankstätten in Hammerstein, Kr. Schlochau, Danzig und Graudenz sowie eine Zweigniederlassung in Innowroclaw. Sie kaufte, um nur einige zu nennen, 1897 für 115.000 Mark das *Rödersche Etablissement* in Schneidemühl, 1899 für 75.000 Mark das Hotel der Frau Lipinski in Neumark, für 72.000 Mark das Restaurant *Hohenzollernpark* in Thorn, 1900 für 6.500 Mark das *Schweizerhäuschen* in Culm, 1902 das Vergnügungsetablisement und Spezialitätentheater *Wintergarten* am Olivaer Tor in Danzig sowie für 60.000 Mark das Hotel *Stadt Berlin* in Freystadt/Westpr., Kr. Rosenberg. Sie besaß auch Ausschankstellen in Breslau, wie zum Beispiel den Hauptausschank an der Promenade, oder das Lokal *Höcherl-Bräu* in der Matthiasstraße 45.

In der Firmengeschichte gab es um die Jahrhundertwende einige unterschiedliche Vorkommnisse, Unfälle, aber auch Skandale, durch

die die Brauerei Höcherl in die Schlagzeilen geriet. – 1899 ging ein penibel aufgearbeiteter Fall einer angeblichen „Steuerhinterziehung“ durch die Presse. Im Juni dieses Jahres wurde der kaufmännische Direktor Gustav Sauter wegen solch eines Delikts zu 160 Mark Geldstrafe bzw. 16 Tage Gefängnis verurteilt. Dabei ging es wohlgernekt um eine Summe von acht Mark in einem Falle sowie in zwei weiteren um 1,20 und eine Mark. (Um deutlich zu machen, um welche Beträge es sich damals handelte, sei angeführt, dass ein Brauereiarbeiter in zwei Tagen durchschnittlich acht Mark verdiente.) Späterhin wurde Direktor Sauter allerdings von der Anklage freigesprochen – und sogar zum Stadtverordneten gewählt.

Im gleichen Jahr 1899 gab es zudem einen Brand, bei dem die Picherei, d. h. die Abteilung, in der die Böttcher ihre Holzfässer mit Brauerpech auskleiden, damit sie dicht und steril werden, abbrannte. Dies störte den Betrieb der Brauerei aber nicht. Schlimmer kam es jedoch im Jahr 1903, als im Maschinenhaus ein Dampfkessel explodierte.

Allgemeine Aufmerksamkeit hat im Oktober 1899 schließlich auch eine geradezu „kriegerische“ Auseinandersetzung erregt, die sich in der Garnisonsstadt Culm abspielte und in die die Brauerei involviert war: Der Kellermeister der Brauerei, der mit einer jungen Dame auf einer Bank im Park verweilte, wurde von vier Soldaten des Jäger-Bataillons Nr. 2 angepöbelt und von einem von ihnen bei dem anschließenden Streit am Kopf verletzt. Am nächsten Tag zogen einige der Beschäftigten der Brauerei in die Stadt, um ihren Kollegen zu rächen. Sie griffen dort zufällig anwesende Soldaten an, mussten sich wegen deren Überzahl aber wieder zurückziehen. Daraufhin verschafften sich die Soldaten ihrerseits Zugang zur Brauerei, so dass das Kommando des Bataillons mehrere Posten in die Brauerei entsandte, um die Arbeiter vor den Angriffen zu schützen. Am nächsten Tag kam es zu einer wei-



HERDER-INSTITUT, MARBURG, BILDARCHIV

Das Sudhausgebäude der Brauerei Höcherl (vor 1906). Der Titel der Postkarte verweist darauf, dass zu dieser Zeit die Wasserversorgung der Bevölkerung längerfristig unterbrochen war. Der handschriftliche polnische Text lautet auf Deutsch: „Wie ihr seht, haben wir bei uns in Culm große Not, nicht Mal Wasser gibt es. So gab es in der ganzen Stadt kein Wasser, bis die Brauerei Mitleid hatte. Sonst haben die Menschen ganze zwei Wochen um Wasser gekämpft.“



Ausschank der Brauerei Höcherl an der Promenade in Breslau um 1900

teren Eskalationsstufe: Etwa 50 Brauereiarbeiter, bewaffnet mit Knüppeln und eisernen Stangen, zogen neuerlich in die Stadt und attackierten ihre uniformierten „Feinde“ – bis die Polizei und Wachmannschaften der Garnison dem Spuk mit Waffengewalt ein Ende bereitete. Vier der angriffslustigsten Brauer wurden letztlich wegen Landfriedensbruchs zu je drei Monaten Gefängnis verurteilt.

20 Jahre des Niedergangs (1914–1933)

Der Erste Weltkrieg mit allen seinen Konsequenzen brachte die Brauwirtschaft beinahe zum Erliegen. Die jungen, kräftigen Männer mussten in den Krieg ziehen, die Armee beschlagnahmte die Lastwagen, von denen viele beim Kauf staatlich subventioniert worden waren, dafür aber im Kriegsfall auch der Armee zur Verfügung gestellt werden mussten. Es fehlte an Rohstoffen und an Kohle. Schließlich wurden auch Brauereianlagen demontiert und zu Kanonen und Munition umgeschmolzen. Der Brauerei Höcherl gelang es trotzdem verhältnismäßig gut, diese schwierige Zeit zu überstehen. Ein Tiefpunkt wurde im Jahr 1918 erreicht, als die Malzkontingente der Brauereien auf zehn Prozent der „Friedensmenge“ reduziert wurden, d. h. die Menge, die die Brauereien im Betriebsjahr 1912/13 verbraucht hatten. Dabei waren besonders die kleineren Betriebe im Nachteil, deren Kontingente so niedrig waren, dass es ihnen praktisch unmöglich wurde, die Produktion wieder aufzunehmen. Viele verkauften ihre Kontingente deshalb an größere Brauereien, die auf diese Weise ihre Produktion erhöhen konnten und derart wieder einigermaßen zu prosperieren vermochten. Die Brauerei Höcherl erwarb im Jahr 1919 das Malzkontingent der Brauerei Wolff in Culmsee, zu der auch die Brauerei in Argenu gehörte.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam Culm an den wiedererrichteten polnischen Staat. Die Stadt hieß jetzt Chelmino und der Name des

Unternehmens lautete nun: BROWARY CHELMINSKIE TOWARZYSTWO AKCYJNE (Culmer Brauereien A.-G.). Im Jahr 1920 waren Aloys jr. und Franz Höcherl, die Söhne des Brauereigründers, noch Mitglieder des Aufsichtsrates; Wolfgang Geiger fungierte weiterhin als technischer Direktor. Die Leitung der Brauerei musste dringend nach neuen Absatzgebieten suchen, denn die bisherigen Kunden in Schlesien und Ostpreußen befanden sich nunmehr im Ausland. Ein großes Problem stellte zudem die polnische Bierbesteuerung dar, die spätestens ab dem Jahr 1924 dazu führte, dass sich nur eine Produktion von Bieren mit weniger als 2,5 Prozent Alkohol lohnte: Schon im Jahr 1926 bestanden 96,7 Prozent der polnischen Gesamtproduktion aus solch einem Bier, das als Exportware ins Ausland aber schlichtweg ungeeignet war.

In Polen hingegen lag der jährliche Pro-Kopf-Verbrauch 1923 lediglich bei 4,3l Bier. Als gutes Absatzgebiet konnte wenigstens die Hauptstadt Warschau erschlossen werden, aber die Lage der Brauerei wurde zunehmend kritisch, vor allem nachdem inzwischen auch noch der Braumeister Wolfgang Geiger seinen Posten niedergelegt hatte. (Er starb am 20. Januar 1925.) Im Jahr 1929 produzierte die Culmer Brauerei noch 24.292 hl Bier, was nur etwa einem Drittel der Produktion aus ihren besten Jahren entsprach. Schließlich führte die Weltwirtschaftskrise zu einer massiven Beeinträchtigung der Bierproduktion, die in Polen fast gänzlich zum Stillstand kam. Im Jahr 1933 erreichte der Pro-Kopf-Verbrauch mit 3l den niedrigsten Wert in dieser Zeit.



Bierflasche und Etikett der BROWARY CHELMINSKIE TOWARZYSTWO AKCYJNE

Ein deutliches Zeichen des Niedergangs bildete, dass die Brauerei Strakacz in Skierniewice 1931 in Culm zwei Bierwaggons erwarb; und im Jahr 1933 musste die Brauerei Höcherl dann tatsächlich Konkurs anmelden und stellte die Bierproduktion endgültig ein. – Während des Zweiten Weltkrieges wurde die Mälzerei aber von den deutschen Besatzern noch einmal in Betrieb gesetzt. Der Malzmeister Benedykt Gorski produzierte in den ersten Kriegsjahren p. a. etwa 150.000 Doppelzentner Malz.

Die Gebäude der ehemaligen Brauerei sind bis heute erhalten geblieben. Das ehemalige Sudhaus an der Bischofstraße dient nunmehr neben anderem als Möbelhaus.

st Andreas Urbanek

IN DEN BLICK GENOMMEN

Jürgen Wiebicke

Sieben Heringe

Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2021

Sieben Heringe, eine Zuteilung auf Lebensmittelkarten, sieben Heringe für eine ganze Familie, was sollte man damit anfangen, wo man weder Brot noch Kartoffeln hatte? Wenige Monate erst liegt der Krieg zurück, die Lebensgefahr ist vorbei, doch von Normalität kann im Köln des Jahres 1945 keine Rede sein. In dieser Zeit, in der „Organisieren“ zum Alltag gehört, wächst eine Fünfzehnjährige über sich hinaus, verhandelt, tauscht, sichert der Familie das Notwendigste. Mit der – teils freiwilligen, teils hineingedrängten – Übernahme solch früher Verantwortung verschafft sie sich Autonomie und Anerkennung. Noch Jahrzehnte später, als sie im Wissen um das bevorstehende Lebensende das Vergangene zurückholt, indem sie ihrem Sohn davon berichtet, strahlen Begeisterung und Zufriedenheit auf: „Sie erzählt es mit Stolz und breit grinsend, wie eine erfolgreich bestandene Prüfung. Ich verstehe allmählich, dass diese Episoden vom Hamstern für meine Mutter so bedeutsam sind, weil sie für das Helle und Gelungene in ihrem Leben stehen, das ansonsten von lauter Tragödien vollkommen verschattet wäre.“

In dem Wissen, dass die gemeinsamen Stunden des Erzählens und des Zuhörens kostbar sind und unwiederholbar sein werden, teilen der Schriftsteller und Journalist Jürgen Wiebicke, Jahrgang 1962, und seine 1930 geborene Mutter eine intensive Nähe, die besonders wertvoll erscheint, da nicht alle, die als junge Menschen seelisch verwüstet aus dem Krieg gekommen sind, das, was sie so lange fest verschlossen haben, mitteilen und ein Bewusstsein entwickeln können, welche Verwundungen die frühen Jahre im eigenen Leben angerichtet haben. „Ein Leben mit ganz viel Ernst und ganz wenig Leichtigkeit. Das ist der rote Faden“, resümiert der Sohn anerkennend, denn für ihn, der in Wohlstand, Sicherheit und Zivilisiertheit aufgewachsen ist, sind die Lebenshärten der Generation der Kriegskinder kaum vorstellbar. Denen, die durch Pflicht, Disziplin, Härte, auch gegen sich selbst, Kriegserfahrungen, Hunger und Not geprägt wurden, stehen kaum positive Erinnerungsanker zur Verfügung; zudem belasten häufig über Jahrzehnte gepflegte familiäre und gesellschaftliche Schweigegebote ebenso

wie lange erfolgreich eingesetzte Verdrängungsmechanismen. Erst die vertraute Erzählgemeinschaft im kurzen Zeitfenster von Krankheit und Todesnähe eröffnet Chancen, schafft neben Erkenntnis Verständnis, auch wenn sich zugleich Lücken auftun und Fragen entwickeln, die keine Antworten mehr finden.

Dass Versöhnung am Ende des Lebens gelingen kann, erfährt Jürgen Wiebicke schon zuvor bei seinem Vater. Von einem Hof in Niederschlesien stammend, ist dem jungen, aus der Kriegsgefangenschaft kommenden Mann die Rückkehr in die Heimat unmöglich. Durch einen Zufall landet er im rechtsrheinischen Teil von Köln und lernt dort seine spätere Frau kennen. Deren Eltern stemmen sich – ein typischer Konflikt der Zeit – gegen die Verbindung mit dem „Habenichtes“ aus dem Osten, obgleich sie selber keineswegs einer wohlhabenden Schicht angehören. Finanzielle Sorgen begleiten das junge Paar, später die wachsende Familie über viele Jahre, dazu lastet der Gedanke an das ungeklärte Schicksal des von der Roten Armee nach Sibirien verschleppten Vaters schwer. Doch Sohn Artur, der als Postbeamter sein Auskommen findet, gelingt, allen äußeren und inneren Schwierigkeiten zum Trotz, ein optimistischer Blick nach vorn. „Heimat ist da, wo die eigenen Kinder groß werden“, wird zu seinem „goldenen Satz“, und er kann mit Überzeugung versichern: „Ich habe im Leben doch immer nur Glück gehabt.“

Mehr als ein Dreivierteljahrhundert nach den Schrecken von nationalsozialistischer Herrschaft, Gewalt, Krieg, Elend und Heimatverlust ist die Mehrzahl der Zeitzeugen verstorben, wenige Hochbetagte leben noch. Unter den Nachgeborenen herrscht nicht selten die Auffassung, nun sei es genug mit dem Erzählen und Erinnern. Jürgen Wiebicke zeigt mit seinem Werk *Sieben Heringe* nicht nur, dass keineswegs auserzählt ist, was die Generation, die im nationalsozialistischen Deutschland aufwuchs, erlebte und prägte; sein Bericht ist eine äußerst persönliche und zugleich exemplarische Annäherung an eben die kleinen biografischen Geschichten im Kontext der großen Geschichte – und eine Ermutigung, im Erzählen und Weitergeben innere Heimat zu finden. Mit dem Untertitel „Meine Mutter, das Schweigen der Kriegskinder und das Sprechen vor dem Sterben“ wird die großartige Chance des Lebensabends, die Pathologie oft jahrzehntelanger Sprachlosigkeit zu überwinden, benannt, die Wiebicke in der eigenen Familie erlebt hat. Das Buch, das aus der aktiven Begleitung der letzten Jahre von Mutter und Vater entstanden ist, zeugt von Dankbarkeit und Demut im Angesicht neu belebter Erinnerungen der Elterngeneration, bevor



Jürgen Wiebicke

Sieben Heringe.
Meine Mutter, das Schweigen
der Kriegskinder und das
Sprechen vor dem Sterben

Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2021
252 S., geb., € 20,00
ISBN 978-3-46200-012-2

deren Spuren verblassen und sich verlieren. Dabei bleiben die Prägungen, die – ganz überwiegend unbewusst – an die nachfolgende Generation weitergegeben wurden, nicht ausgespart, die innere Härte, das „Nazi-Gift“, wie Wiebicke es nennt, das in strikten Erziehungsregeln, beim Umgang mit Nahrung und zahlreichen weiteren Aspekten des Lebens wirkte und das Miteinander beeinflusste. Daneben werden Parallelen zur aktuellen Situation des Aufflackers einer neuen ‚Rechten‘ gezogen und darauf verwiesen, wie dünn die Decke der Zivilisation ist bei denen, die „übersatt“ von Konformität und demokratischen Kompromissen eine neue „Lebensintensität“ zu suchen scheinen.

Jürgen Wiebicke bietet in *Sieben Heringe* vor allem aber eine sehr lohnende Auseinandersetzung mit dem eigenen Alter und der in unserer Gesellschaft verbreiteten Alltagsillusion der Unsterblichkeit. In ebenso klaren wie sensiblen Worten konfrontiert er seine Leser mit der Unausweichlichkeit der Begegnung mit der eigenen Endlichkeit. Die Radikalität des Todes und die Hilflosigkeit aller menschlichen Annäherung sind nicht zu bestreiten, doch zeigt der Autor zugleich, welche Möglichkeiten darin liegen, sich dem Gedanken an das eigene Sterben nicht zu verweigern, und ermutigt, die Grenzsituation des Abschieds vom irdischen Leben neu zu bewerten. Alle, die selbst den schleichenden Verlust von Autonomie, der unweigerlich mit dem Altern verbunden ist, zu bewältigen haben, können sich wiederfinden in diesen Überlegungen und sich dadurch stärken lassen. Jürgen Wiebicke ist zu danken dafür, dass er seine Erfahrungen und die seiner Eltern aufgeschrieben und veröffentlicht hat – sein Buch ist wie ein Gespräch mit einem guten Freund, ein Geschenk an uns alle, eine kleine Kostbarkeit im Meer der oft austauschbaren Neuerscheinungen.

st *Annegret Schröder*

Stephan Thome

Pflaumenregen

Berlin: Suhrkamp, 2021

Während im fernen Pearl Harbor die amerikanische Pazifikflotte Ende 1941 durch japanische Flugzeuge vernichtend angegriffen wird, Deutschland daraufhin an der Seite Japans den USA den Krieg erklärt und die militärische Lage global eskaliert, lebt scheinbar unbehelligt vom dramatischen Weltgeschehen in einem kleinen Küstenort im Norden Taiwans das achtjährige Mädchen Umekon, das „Kind der Pflaumenblüte“. Erwartungsfroh eilt es durch die steilen Gassen, sieht das weiche Licht des Frühlings durch die Bambusblätter fallen und große schwarze Schmetterlinge, die den Blauregen und die Orchideen umflattern. Kurz fällt sein Blick auf das Meer, das sich glatt wie Glas bis zum Horizont erstreckt, dann erreicht es den Sportplatz seiner Schule, wo bereits unter frenetischem Jubel ein Baseball-Spiel begonnen hat.

In dieser detailreich geschilderten Eröffnungsszene legt Stephan Thome mit leichter Hand erste Spuren zu einem der zentralen Themen seines vielschichtigen Romans „Pflaumenregen“, den er nach jener ein-

zigartigen Jahreszeit zwischen Frühling und Sommer benannt hat, in der zur Pflaumenblüte sanft und ergiebig ein weicher warmer Regen fällt. Aufs engste mit zwei Kulturen vertraut, entfaltet er aus seiner Innenansicht Taiwans heraus eine Lebensgeschichte, die von Traumatisierungen und transgenerationellen Problemen bestimmt wird, und entwirft zugleich ein Panorama der komplexen historischen Zusammenhänge, deren Strukturen – ungeachtet aller Unterschiede – an diejenigen des 20. Jahrhunderts in Mitteleuropa gemahnen.

Die Fahne mit der blutroten Sonne, Umekons Lehrerin und die Sportart selbst, die von Amerika über Japan nach Taiwan gekommen ist, künden – nicht anders als die distinguierte Frau des Goldminen direktors in ihrem eleganten pflaumenblauen Kimono, der Umekon artig grüßend begegnet – von der Kolonialmacht des Tenno. Facettenreich entsteht ein Miniaturbild einer Gesellschaft, die sich nach dem Sieg Japans über China über fünfzig Jahrzehnte weitestgehend assimiliert hat und allmählich „in ihren Lebensgewohnheiten kaum von den Kolonialherren unterschied, obwohl sie diesen niemals gleichgestellt war“.

Diese heile vertraute Welt Umekons wird in dem Moment jäh erschüttert, in dem sie beiläufig von den „englischen Teufeln“ erfährt, britischen Kriegsgefangenen aus Singapur und Hongkong, die in der kriegswichtigen Kupfermine vor Ort arbeiten sollen. An einem kalten, nebligen Novembertag muss ihre Klasse sogar im Schulhof aufgestellt nehmen und mit ansehen, wie Gefangene dort drangsaliert werden. Umekon wagt nicht zu weinen. Sensibel nimmt sie Veränderungen und die schleichende Bedrohung wahr, traut sich aber kaum, darüber zu sprechen. Allzu oft hört sie den Satz: „Kinder haben Ohren, keinen Mund.“ Ihr Leben lang wird sie mehr schweigen als reden – sinnfällig und berührend stehen dafür jene Momente, in denen sie sich gleichsam in stiller Zwiesprache den Pflanzen und Blumen zuwendet.

„Mit seiner Mutter über die Vergangenheit zu sprechen ist wie ein scheues Tier zu füttern. Eine falsche Bewegung und ...“ – diese Erfahrung treibt Harry, einen der drei Söhne Umekons, um. Als er zum Geburtstag seiner über achtzigjährigen Mutter anreist – hier setzt die zweite Erzählebene ein, die Einblicke in das Leben im heutigen Taiwan gewährt – trägt er im Gepäck ein Manuskript bei sich, und wenige Andeutungen zeigen, dass es sich hierbei um die Lebensgeschichte Umekons handeln muss. Stephan Thome lässt Harry zu einem fiktiven Alter Ego werden, der ebenso wie der Autor selbst zwei Rollen ausfüllt: als Wissenschaftler hat er zum einen akribisch die wechselvolle Geschichte Taiwans, seines Heimatlandes, erforscht und kann mit seismographischer Genauigkeit die politischen, wirtschaftlichen wie kulturellen Voraussetzungen und die historischen Entwicklungen und Verflechtungen darlegen. Dabei findet er dann auch Dokumente, die das Leben der Mutter dort erhellen, wo die Gespräche mit ihr vage blieben oder immer wieder verstummten. Zum anderen hat Harry auch im Roman die Geschichte um die Protagonistin Umekon entworfen, die reich ist an nuanciert ausgestalteten Charakteren, ständig wechselnden Perspektiven und einfühlsam in der Beschreibung atmosphärischer Stimmungen und Befindlichkeiten.

Nach dem Ende der glücklichen Kindheit muss Umekon die drastischen Veränderungen erdulden, die das Jahr 1945 mit sich bringt, als Japan kapituliert, Taiwan an China zurückfällt und damit eine bruta-

le Rekolonisierung beginnt. Für Umekon bedeutet dies die Aufgabe der japanischen Sprache, offiziell den Verlust ihres vertrauten Rufnamens; gesellschaftlich macht sich Misstrauen breit, und es herrscht die Angst vor Enteignung, Korruption und Bespitzelung; auch Umekons Familie wird unmittelbar erfahren müssen, dass jeglicher Widerstand gegenüber den neuen Machthabern gnadenlos gebrochen wird.

Schließlich brennen sich die Ereignisse um das berüchtigte Massaker vom 28. Februar 1947 – nach der Verhaftung einer jungen Frau, die lediglich illegal Zigaretten verkauft hatte, brachen Tumulte aus, die tagelang eskalierten und in einem unfassbar mörderischen Blutbad endete – für Jahrzehnte in das kollektive Gedächtnis der Menschen ein. Für Umekon bleibt, unausgesprochen, das Bild des Speichers haften, auf den sie flüchten müssen, sobald sie auf den Straßen die marodierenden Horden und das Knattern der Maschinengewehre hören.

Nach siebzig Jahren – inzwischen hat auf Taiwan der Demokratisierungsprozess Wahlen ermöglicht, die Geschichte des Landes konnte aufgearbeitet werden und junge Menschen wie ihre Enkelin dürfen für ihre politischen Überzeugungen demonstrieren – kehrt Umekon



Stephan Thome

Pflaumenregen

Roman

Berlin: Suhrkamp, 2021

526 S., geb., € 25,00

ISBN 978-3-518-43011-8

in Begleitung von Harry und zweier Enkel erstmals wieder an den Ort ihrer Kindheit zurück. Traumwandelnd zwischen Gegenwart und Vergangenheit sucht sie nach Vertrautem, und es scheint, als habe sie Frieden mit ihrem Leben gemacht.

Stephan Thomes *Pflaumenregen* ist weit mehr als ein nur spannend zu lesender Familienroman. Von seinem literarischen Talent hat der Autor in den vergangenen Jahren mit mehreren preisgekrönten Werken Zeugnis abgelegt. Daneben haben ihn seine wissenschaftlichen Arbeiten zu einem exzellenten Kenner des Lebensraumes von Umekon gemacht: Er studierte Philosophie, Religionswissenschaften und Sinologie und hat soeben eine „Gebrauchsanweisung für Taiwan“ veröffentlicht, wo er selbst inzwischen schon seit längerem lebt. Das Faktische mit dem Fiktiven gleichgewichtig zu verknüpfen, ist Stephan Thome in beeindruckender Weise gelungen. Sein Buch eröffnet die Möglichkeit, das Schicksal Taiwans auch einer breiteren Leserschaft – und gerade hier in Europa – nahezubringen und verständlich zu machen. So vermag sich am ehesten der Appell des Autors Gehör zu verschaffen, auf dieses Land zu schauen, das immer wieder und gerade heute in seiner Existenz bedroht ist.

st Ursula Enke

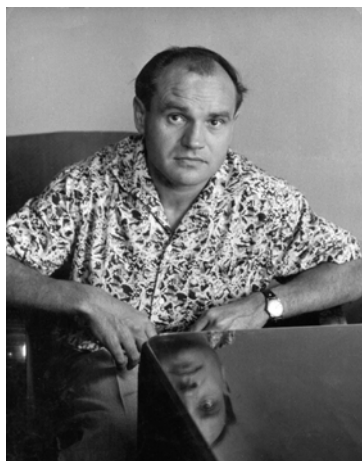
Ein «Neutöner» aus Thorn

Zum 100. Geburtstag von Kazimierz Serocki

Wenn nach den großen Söhnen und Töchtern der Stadt Thorn gefragt wird, dürfte der Name des am 3. März 1922 geborenen Komponisten Kazimierz Serocki nicht sogleich gegenwärtig sein. Nachdem er bereits im 59. Lebensjahr, am 9. Januar 1981, verstorben war, ging seine Präsenz im Konzertleben allmählich zurück. In jüngerer Zeit ist Serocki aber wieder in den Fokus der Musikwelt gerückt, wozu nicht zuletzt das Internet beigetragen hat: Auf *YouTube* z. B. findet sich eine Reihe älterer, aber auch jüngerer Einspielungen.

Da die Wertschätzung von Filmmusik inzwischen erheblich gestiegen ist, fällt jetzt auch stärker ins Gewicht, dass sich Serocki mit seinen etwa 20 einschlägigen Kompositionen und durch seine enge, übrigens auch die *Kreuzritter* mit einschließende Zusammenarbeit mit Aleksander Ford nicht nur in die Musik-, sondern auch in die Filmgeschichte seines Landes eingeschrieben hat.

Nach seinem Studium an der Musikhochschule von Lodz eröffnete sich für Kazimierz Serocki die Möglichkeit, von 1947 bis 1948 in

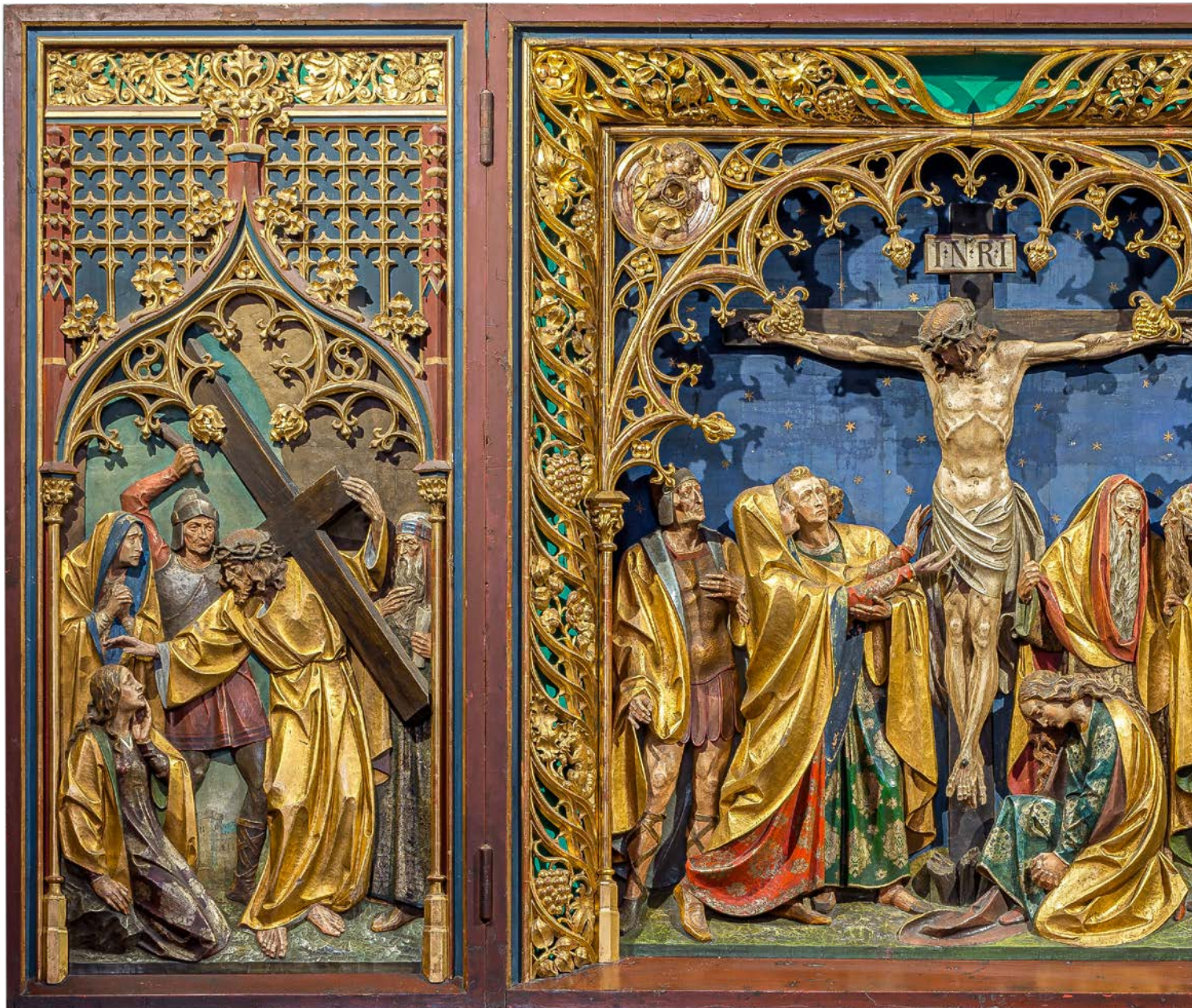


Paris bei Lazare Lévy Klavier zu studieren und sich dem Schülerkreis der höchst einflussreichen Kompositionslehrerin Nadia Boulanger anzuschließen. In seine Heimat zurückgekehrt, setzte er sich dafür ein, dass die Konzepte der westlichen Avantgarde, die von der stalinistischen Kulturpolitik verfemt wurden, auch in Polen wahrgenommen und weiterentwickelt werden könnten. Schon 1949 bildete er zusammen mit den Komponisten Tadeusz Baird und Jan Krenz die fortschrittliche „Gruppe 49“ und nutzte, gemeinsam mit Baird, das nach Stalins Tod einsetzende „Tauwetter“ dazu, gleich 1956 das Festival *Warszawska Jesień* [Warschauer Herbst] zu gründen.

Nach dem 1946 erstmals veranstalteten *Prager Frühling* entstand innerhalb des „Ostblocks“ somit ein zweites Musik-Festival, das nun ausdrücklich der Gegenwartsmusik gewidmet war. Damit wurde eine bedeutende und bis heute kontinuierlich bestehende Institution geschaffen, die trotz der Barrieren des Eisernen Vorhangs ein internationales Zentrum für schöpferische Auseinandersetzungen bot – und wesentlich den Boden dafür bereitete, dass sich ab der Mitte der 1960er gerade durch kulturelle Kontakte ein konstruktiver Dialog zwischen Polen und Deutschland entspinnen konnte.

Ganz ungeachtet seines bedeutenden Œuvres wäre diese mutige und weitsichtige Initiative allein schon Grund genug, die Erinnerung an den Thorner Komponisten Kazimierz Serocki zu bewahren.

st Erik Fischer



DER PASSIONSALTAR KAISER WILHELMS II. UND DIE KIRCHE VON CADINEN

ZUR EINSTIMMUNG AUF DAS WEIHNACHTSFEST ist in der letzten Ausgabe des *Westpreußen* der Altar der früheren Elbinger Dreikönigskirche betrachtet worden. Dies ist weiterhin möglich, weil er einen angemessenen alternativen Standort gefunden hat: die Domkirche St. Nikolai, die auch einige andere wertvolle Werke aus inzwischen untergegangenen Gotteshäusern beherbergt und deshalb mit Recht als Elbinger „Galerie“ der sakralen Kunst gilt.

Dieses Schatzhaus verlockt gleich zu einem zweiten Besuch, denn es beherbergt ein weiteres beeindruckendes Exponat, das jetzt zur Osterzeit besondere Aufmerksamkeit auf sich zieht: den Passionsaltar, den Wilhelm II. einst für die Kirche in seiner Sommerresidenz Cadinen anfertigen ließ.

Erste Skizzen des Altars, der die architektonische und geistliche Mitte des Kirchenraums bilden sollte, hatte bereits der Architekt des Gebäudes, Arthur Kickton (1861–1944), geliefert. Die genaue Ausgestaltung und Vorlagezeichnung übernahm dann Georg Schreiner (1871–1953), der in Regensburg einen Betrieb aufgebaut hatte, in dem auch andere Bildhauer seine Entwürfe realisierten. Zu diesen Mitarbeitern gehörte auch Guido Martini (1881–1964), der als äußerst fähiger Holzschnitzer maßgeblich mit den Arbeiten am Cadiner Retabel bei Schreiner betraut war. Der Regensburger Bildhauermeister setzte die neogotische Komposition, die in der Linienführung und den Gesichtszügen der Figuren zu den besten aus der Werkstatt Schreiners gehört, auf einem sehr hohen Niveau um. Dabei werden die Konturierung und die Plastizität der dargestellten Szenen durch die Farbgebung und die reiche Vergoldung nochmals verstärkt.

Das Thema und die drei Kreuzweg-Stationen hatte der Kaiser vorgegeben, der sich, von seinen künstlerischen Vorstellungen und Neigungen geleitet, gerade auch in diesem Falle zu Einzelheiten des Entwurfs



FOTO: MUSTUDIO MIESZYSLAW JAWORSKI

BEI DER PLANUNG DER KIRCHE, für die das Retabel ursprünglich angefertigt wurde, war der Kaiser ebenfalls mit großer Sorgfalt vorgegangen und entfaltete dabei eine Reihe eigener konzeptioneller Ideen. Er entschied, dass das Gotteshaus im Stil einer gotischen Dorfkirche des Ordenslandes errichtet werden sollte. Der 1905 zunächst mit der Planung beauftragte Conrad Steinbrecht, der Leiter der Marienburger Schlossbauverwaltung, entwickelte Projekte, die von Wilhelm II. bzw. von den Hofbeamten abgelehnt wurden. Auf erheblich größere Zustimmung stießen einige Jahre später die Vorschläge des in Marienwerder geborenen und schon erwähnten Arthur Kricktons. Er orientierte sich an der regionalen Tradition des mittelalterlichen Backsteinbaus, entwarf eine auf 250 Sitzplätze berechnete zweischiffige Kirche mit drei Jochen und einem mächtigen, vom Frischen Haff aus gut sichtbaren Glockenturm, zu dessen Form er sich von der Stadtkirche des ostpreußischen Allenburg inspirieren ließ. Für den Turm sah Krickton im ersten Stock die Kaiserloge vor und hob das dorthin führende Hauptportal durch besonders prächtige Dekorelemente hervor.

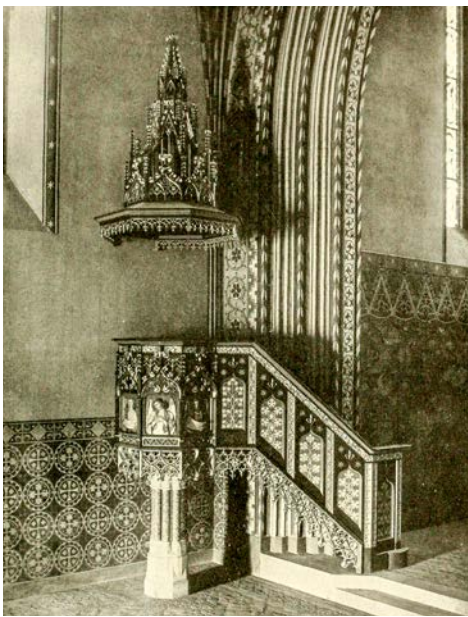
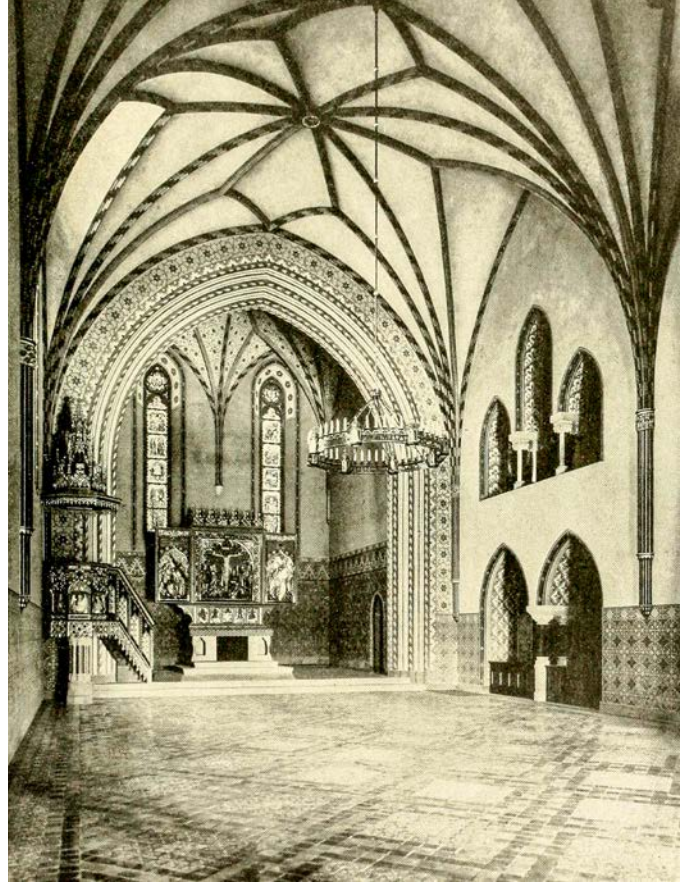
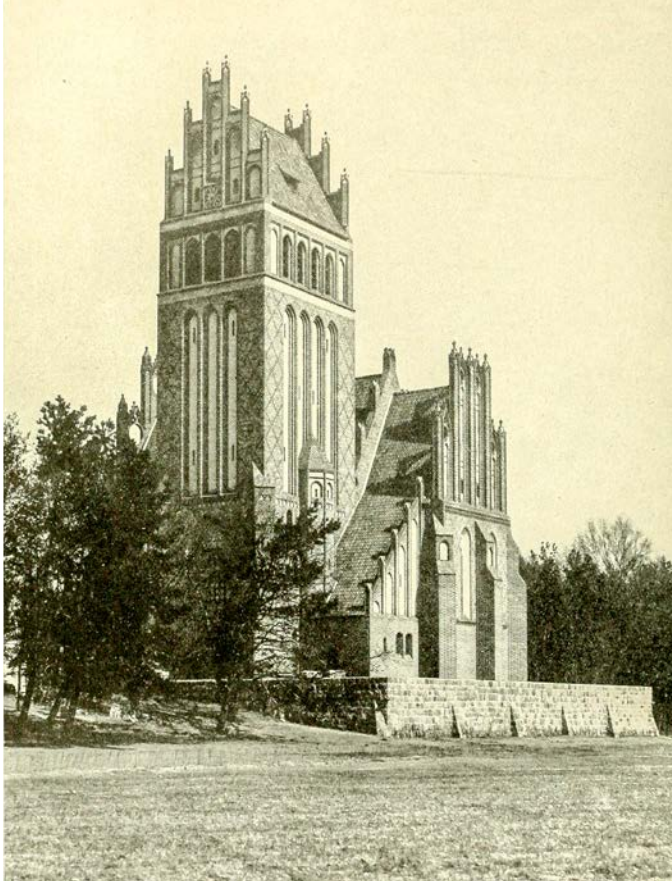
Dieses Konzept wurde mit Beifall angenommen, und so konnte am 12. Juni 1913 die feierliche Grundsteinlegung stattfinden. Das Bauwerk entstand aus Ziegeln, die in Cadinen gebrannt wurden, und aus der *Königlichen Majolika- und Terrakotta-Werkstatt* stammten selbstverständlicher Weise auch die Glasursteine für die mannigfachen Verzierungen der Giebelfassaden und des Turms sowie die Fußbodenplatten, die mit roten Ornamenten versehen waren und an diejenigen der Marienburg erinnerten. Für der-

äußerte – zumal er und seine Frau Auguste Viktoria die persönlichen Stifter waren. Dies wird eigens auf den Außenseiten der Altarflügel durch die Wappen der beiden Familien hervorgehoben.

Der Mittelschrein bietet die zentrale Szene mit dem Gekreuzigten, dem auf der linken Seite Maria und Johannes sowie der sich ergriffen zu Christus bekennende Hauptmann der römischen Legionäre zugeordnet sind, während zur Rechten eine Gruppe von drei unverwandt weiter debattierenden Schriftgelehrten steht und im Vordergrund die voller Trauer ins Gebet versunkene Maria Magdalena kniet. Die Seitenflügel umrahmen dies Geschehen, indem der linke die achte Station des Leidensweges – Jesu Begegnung mit den weinenden Frauen – vergegenwärtigt und der rechte die Situation der Kreuzesabnahme durch Josef von Arimathäa und Nikodemus darstellt. Das Arrangement dieser Figuren bindet auch die beiden Flügel in die rhythmische Ordnung und Symmetrie des Mittelteils ein und trägt ebenso zur großen Geschlossenheit der Gesamtkomposition bei wie die überreich mit Maßwerk ausgestatteten Architektur-Elemente der drei Bild-Rahmungen.

artige Reminiszenzen sorgten auch in dieser Zeit hoch renommierte Künstler, die mit der Ausgestaltung des Gebäudes betraut wurden. Dazu zählt der Maler Friedrich Schwarting, von dem die Polychromie im Schiff, im Altarraum und an den Gewölberippen stammte, und der Hannoveraner Glaskünstler Franz Lauterbach, der im Großen Remter der Marienburg arbeitete und nach Manier des Mittelalters in Cadinen die Glasfenster des Altarraums bemalte.

Parallel zu seinen Arbeiten am Altar übernahm der Regensburger Georg Schreiner geradezu zwangsläufig auch die Ausführung der übrigen Bildhauerarbeiten, insbesondere der reich verzierten Kanzel, die an der Nordwand des Hauptschiffs gegenüber der Kaiserloge stand, und des Orgelprospekts. Die vier Glocken – mit einem Gesamtgewicht von 5.500 kg – lieferte die reichsweit berühmte *Hofglockengießerei Franz Schilling Söhne* aus Apolda; und der Bau der Orgel wurde schließlich bei dem – in der ganzen Provinz höchst geschätzten – Elbinger Hoforgelbaumeister Eduard Wittek in Auftrag gegeben. Das relativ überschaubare Vorhaben eines kleineren Instruments mit zehn Registern



wurde durch den Einsatz der bestmöglichen Materialien und eines elektrischen Antriebs derart aufwändig, dass sich die Kosten – noch ohne Schreiners Gehäuse – auf die stolze Summe von 5.300 Mark beliefen.

Die Bauarbeiten und die Einrichtung der Innenausstattung wurden bis Mitte des Jahres 1916 abgeschlossen*, und Wilhelm II. war bei einem Besuch Cadinens mit dem Ergebnis dieser vielfältigen Bemühungen offenbar zufrieden. Dies galt insbesondere auch für die Orgel, nach deren erfolgreich verlaufener Präsentation Orgelbaumeister Wittek Seiner Majestät persönlich vorgestellt wurde.

Jeder Gedanke an eine offizielle Eröffnung wurde allerdings durch den fortwährenden Weltkrieg zunichte gemacht. Die feierliche Weihe des nun „Friedenskirche“ genannten Gotteshauses fand – und jetzt zwangsläufig in Abwesenheit des Kaisers – erst am 14. Dezember 1920

* Diesen Zustand spiegeln auch die hier reproduzierten historischen Fotos wider, die im Jahre 1916 im 12. Jg. der Zeitschrift *Die Christliche Kunst* veröffentlicht worden sind.

statt. Einen Monat zuvor, am 14. November dieses Jahres, war die Orgel abgenommen worden, und zwar vom Sachverständigen Prof. Otto Becker, dem Organisten und Carillon-Spieler der Hof- und Garnisonskirche zu Potsdam.

Die Besetzung Cadinens durch die Rote Armee im Januar 1945 hatte die Kirche mit nur geringen Schäden am Turm und am Dach überstanden. Konflikte zwischen der Römisch-Katholischen Kirche und der Polnisch-Katholischen Nationalkirche (ab 1951 der Pol-

nisch-Katholischen Kirche) verhinderten längere Zeit ein tragfähiges Nutzungskonzept, und die kommunistischen Machthaber hatten am Erhalt eines Kirchengebäudes allemal kein Interesse. Deshalb wurde der Bau 1957 abgerissen.

Das Retabel aber war schon 1947 in der – zu dieser Zeit bereits von der katholischen Kirche übernommenen – ehemaligen Salem-Kirche der Baptisten sicher zwischengelagert worden, wurde in den 1950er Jahren in die wiederaufgebaute Elbinger St. Nikolai-Kirche gebracht und diente dort zunächst als Hochaltar, bevor es in den 1970er Jahren in einer – im Mittelalter St. Olaf geweihten – Nebenkapelle aufgestellt wurde. Diesen Weg hat der Altar in einem erstaunlich guten Zustand hinter sich gebracht; lediglich die vier plastischen Darstellungen der Evangelisten-Symbole, die in die Bildfelder der Predella eingesetzt waren, sind bei den Umzügen verlorengegangen. **st Bartosz Skop**

In der Rubrik POLITIK UND GESELLSCHAFT wollen wir uns in dieser Ausgabe intensiv mit den Herausforderungen für die Vertriebenen- und Minderheitenpolitik des im vergangenen Jahr gewählten Bundestages sowie der „Ampel-Regierung“ befassen. Mit Staatssekretär a. D. Hartmut Koschyk haben wir über die vom Koalitionsvertrag eröffneten Perspektiven gesprochen. Dazu gehört seinem Urteil nach, dass Minderheitenpolitik „ein

Schwerpunktthema deutscher Europapolitik“ wird. Vor diesem Hintergrund haben wir Prof. Dr. Jörgen Kühl, Hon.-Professor für Minderheitenforschung an der Europa-Universität Flensburg, gebeten, einige Schlaglichter auf Geschichte und Gegenwart von Minderheiten in Deutschland und Europa zu werfen. Abschließend dokumentieren wir die wichtigsten einschlägigen Aussagen des Koalitionsvertrages.

Erstmals ist hierbei auch eine Rolle für die deutschen Minderheiten verankert. Insofern haben wir eine gute Grundlage, mit der auch die neue Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM), Claudia Roth, arbeiten wird.

Claudia Roth kennen Sie aus fast 20 Jahren gemeinsamer Mitgliedschaft im Deutschen Bundestag sehr gut. Aufgrund Ihrer Erfahrungen: Welche Akzentsetzungen sind von der neuen BKM zu erwarten?

Natürlich geht es erstmal darum, dass die bewährten Einrichtungen weiterhin vom Bund auskömmlich gefördert werden. Und dann erwarte ich, dass Frau Roth aus ihrem kulturpolitischen Selbstverständnis heraus sehr stark auf die Begegnung und das Brückenbauen in der Kulturarbeit der Vertriebenen Wert legen wird, sowohl in Deutschland als auch mit unseren östlichen Nachbarn. Dabei rennt sie bei den Vertriebenen ja offene Türen ein. Es ist schon immer so gewesen, dass die Vertriebenen in Deutschland ihr Kultur- und Geschichtserbe nicht nur isoliert für sich, sondern immer in die deutsche Zivilgesellschaft hinein gepflegt und weiterentwickelt haben – auch und gerade was die junge Generation anbelangt.

Dies gilt ebenso im Hinblick auf das Verständnis dieses Kulturerbes, das nicht eng national abgegrenzt, sondern ein wahrhaft europäisches Kulturerbe ist. Längst arbeiten alle Kultureinrichtungen der Vertriebenen sehr eng und vertrauensvoll mit entsprechenden Partnern in Mittel- und Osteuropa zusammen. Wenn Frau Roth sich mit der praktischen Kulturarbeit nach § 96 auf Grundlage der Konzeption 2016 hinreichend vertraut gemacht haben wird, dann wird sie erkennen, dass das alles eigentlich auch im Sinne dessen ist, was sie an Vernetzung, Verständigung und Versöhnung durch Kulturarbeit anstrebt. Sie hat ja in diesen Tagen deutlich gemacht, wie wichtig ihr die Erinnerungskultur ist. Und zur deutschen und europäischen Erinnerungskultur gehören immer auch die Heimatvertriebenen, Aussiedler und deutschen Minderheiten.

Gleich in den ersten Monaten der neuen Legislaturperiode machte das Vorhaben Warschau, die finanzielle Unterstützung der deutschen Volksgruppe in gravierendem Umfang zu kür-

Große Akzeptanz für Vertriebene

Perspektiven der Vertriebenen-, Aussiedler- und Minderheitenpolitik in der neuen Legislaturperiode



Hartmut Koschyk, 2014 bis 2017 Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, spricht im Interview mit Tilman A. Fischer über die vertriebenen- und minderheitenpolitischen Signale des Ampel-Koalitionsvertrages und die drängenden Fragen der neuen Legislaturperiode des Deutschen Bundestages. Koschyk ist Stiftungsratsvorsitzender der STIFTUNG VERBUNDENHEIT MIT DEN DEUTSCHEN IM AUSLAND und war von 1987 bis 1991 Generalsekretär des Bundes der Vertriebenen.

Herr Koschyk, lassen Sie uns einen Blick in den Ende 2021 unterzeichneten Koalitionsvertrag zwischen SPD, Grünen und FDP werfen! Dort heißt es, „das kulturelle Erbe der Vertriebenen, Aussiedlerinnen und Aussiedler sowie der Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler“ sei ein „selbstverständlicher Teil unserer vielfältigen Gesellschaft“. Deutet die Fokussierung auf das „Erbe“ eine Reduzierung auf Erinnerungskultur und Musealisierung an – und somit ein Ausblenden von Vertriebenen, Aussiedlern und Heimatvertriebenen als soziale Gruppen und zivilgesellschaftliche Akteure der Gegenwart?

Ich bin überzeugt, dass es insgesamt – wenn ich etwa die führende Regierungspartei SPD in den Blick nehme – eine große Akzeptanz nicht nur für eine retrospektive Be-

wahrung des Geschichts- und Kulturerbes der Vertriebenen gibt, sondern auch für ihre Rolle heute und morgen. Ich will das am Beispiel der sozialdemokratisch geführten Landesregierung in Niedersachsen verdeutlichen: Der jetzige Ministerpräsident Weil, vor allem aber der Innenminister Pistorius haben sich sehr für eine Neugestaltung der Partnerschaft des Landes Niedersachsen für die Schlesier eingesetzt, im Rahmen derer die Landsmannschaft Schlesien in die Kooperation des Bundeslandes Niedersachsen mit der Wojwodschaft Niederschlesien und in die Vergabe des „Kulturpreises Schlesien“ des Landes Niedersachsen eng einbezogen wird. In Hessen und Baden-Württemberg haben wir Regierungen aus CDU und Grünen, die ebenfalls sehr wichtige Akzente für die Vertriebenen, Aussiedler und deutschen Minderheiten setzen. In den drei genannten Bundesländern gibt es auch sehr engagierte Länderbeauftragte für diesen Themenbereich.

Im Hinblick auf die Verpflichtung von Bund und Ländern für das kulturelle und geschichtliche Erbe der Vertriebenen sowie dessen Weiterentwicklung haben wir weiterhin eine gesetzliche Grundlage in § 96 BVFG. Die letzte Konzeption zu dessen Umsetzung stammt vom Februar 2016 in Form eines Kabinettsbeschlusses der Bundesregierung, an dem damals auch die SPD mitgewirkt hat. Und diese – auch für die neue Legislaturperiode gültige – Konzeption trägt die Überschrift *Deutsche Kultur und Geschichte im östlichen Europa: Erinnerung bewahren – Brücken bauen – Zukunft gestalten*. Dort wird erstmals, was § 96 anbelangt, ein sehr partizipativer Ansatz vertreten, der die aktive Mitwirkung der Vertriebenen und ihrer Verbände bei der Bewahrung und Weiterentwicklung ihres Geschichts- und Kulturerbes vorsieht.

zen, auch hierzulande auf die nach wie vor nicht einfache Lage der heimatverbliebenen Deutschen in Polen aufmerksam. Wie haben Sie die Reaktionen des politischen Berlins wahrgenommen und welche Hinweise geben sie für den volksgruppenpolitischen Kurs des 20. Deutschen Bundestags bzw. der Regierung Scholz?

Der Bundesbeauftragte, Herr Fabritius, hat hierauf klar reagiert wie die Deutsche Botschaft in Warschau. Aus dem Deutschen Bundestag gab es nicht nur entsprechende Reaktionen aus der CDU/CSU wie des früheren deutschen Gesandten in Warschau Knut Abraham, der jetzt Mitglied des Bundestages sowie dessen Auswärtigen Ausschusses und ein absoluter Kenner der deutsch-polnischen Beziehungen ist. Auch der Polenexperte der SPD-Fraktion, der SPD-Schatzmeister Dietmar Nietan, der ja auch eine wichtige Säule in den deutsch-polnischen Beziehungen darstellt, hat sich klar zu dieser inzwischen endgültigen Kürzung des polnischen Sejm und der polnischen Regierung geäußert.

Regierung und Parlament in Deutschland messen über Parteigrenzen hinweg diesem Vorgang große Aufmerksamkeit bei und werden sich diesbezüglich auch mit der polnischen Regierung und den entsprechenden Parteien im polnischen Parlament auseinandersetzen. Nachdem diese Entscheidung von polnischer Seite endgültig getroffen worden ist, darf sie von deutscher Regierungsseite nicht unwidersprochen zur Kenntnis genommen werden. Zu berücksichtigen ist aber gleichfalls, dass diese Entscheidung auch in Polen sehr umstritten ist. Es ist eine die deutsche Minderheit in Polen diskriminierende Entscheidung der polnischen Regierungsmehrheit. Die Opposition im polnischen Sejm hat sich ebenso wie namhafte polnische Menschenrechts- und Minderheitenexperten vehement gegen diese Straffraktion der polnischen Regierung gewandt, die sicher auch noch zu einer Befassung im Europarat und im Europäischen Parlament führen wird.

Auch wenn nicht explizit genannt – können die Heimatverbliebenen als mitgemeint verstanden werden, wenn die Koalition verspricht, „Rechte von Minderheiten auf internationaler Ebene und insbesondere innerhalb der EU stärken“ zu wollen. Explizit wird eine proaktive Unterstützung der Minority SafePack Initiative (MSPI) zugesagt. Welche Handlungsmöglichkeiten ha-

ben Regierung und Parlament gegenwärtig, das MSPI konkret zu unterstützen?

Ich begrüße es sehr, dass die Ampelregierung sich im Koalitionsvertrag dezidiert für verstärkten Minderheitenschutz in Europa und die Bürgerrechtsinitiative MSPI der Föderation Europäischer Nationalitäten (FUEN) einsetzt. Das ist ganz wichtig. Ich habe es sehr bedauert, dass die Vorgängerregierung sich dazu nicht klar verhalten und niemals klar bekannt hat. Jetzt bekennt sich die Regierungskoalition ganz entschieden zur Weiterverfolgung dieses Themas, und das heißt: Der Minderheitenschutz wird von Deutschland auf die Tagesordnung europäischer Politik gehoben – und wird ein Schwerpunktthema deutscher Europapolitik werden.

Überdies gibt es ein sehr gutes Schreiben vom SPD-Schatzmeister und MdB Dietmar Nietan – namens des SPD-Parteivorstandes – vom 17. Dezember 2021 an die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten (AGDM), in dem dieser sich sehr klar für die SPD zur Unterstützung deutscher Minderheiten in den MOE- und GUS-Staaten bekennt. In diesem Brief findet sich die Zusage, dass man die Situation deutscher Minderheiten auch bilateral im Auge haben wird – das heißt auch und be-

sonders gegenüber Polen. Dietmar Nietan, den ich sehr schätze, hält in diesem Brief auch dezidiert fest, dass der Erwerb der deutschen Sprache essenziell für die Kultur und Identität deutscher Minderheiten ist. Das zeigt, dass wir in allen Fraktionen des Deutschen Bundestages – bei Regierung und Opposition – engagierte Abgeordnete haben, die sich auch in der neuen Legislaturperiode den berechtigten Anliegen deutscher Minderheiten annehmen werden.

Lassen Sie uns zum Schluss noch – exemplarisch – die Sozialpolitik in den Blick nehmen: Was dürfen sich rentenrechtlich benachteiligte Spätaussiedler von der neuen Regierung erhoffen?

Im Koalitionsvertrag findet sich eine Aussage zugunsten eines Härtefallfonds für rentenrechtlich benachteiligte Aussiedler. Das war ein Thema, das in der letzten Regierung nur andiskutiert, aber leider nicht mehr beschlussmäßig auf den Weg gebracht wurde. Jetzt ist es ein Vorhaben der neuen Koalitionsregierung, was sehr zu begrüßen ist. Ich gehe deshalb davon aus, dass dieser Härtefallfonds in dieser Legislaturperiode kommen wird.

st Die Fragen stellte Tilman Asmus Fischer.

Die Vielfalt nationaler Minderheiten im Mosaik Europa

Schlaglichter ihrer Geschichte und Gegenwart

Europa ist ein in sprachlich-kultureller Hinsicht mannigfaltiger Kontinent, auf dem Mehr- und Minderheiten, Alteingesessene und Migranten aus allen Weltteilen leben. Die 47 Staaten entsprechen dabei nicht der – weitaus größeren – Zahl nationaler Minderheiten, die im Laufe der Geschichte entstanden sind. Die genaue Anzahl ist umstritten. Laut der 1949 gegründeten FUEN, der Föderalistischen Union Europäischer Nationalitäten (gegründet als FUEV – Föderalistische Union Europäischer Volksgruppen), in der über 100 Minderheitenverbände in 35 europäischen Staaten zusammenwirken, sind es mehr als 400 Minderheiten mit über 100 Millionen Angehörigen, davon über 50 Millionen in der Europäischen Union.

In einigen Staaten wird lediglich eine Gruppe als Minderheit anerkannt – so

die ca. 15.000 Deutschen in Dänemark. In Deutschland leben vier anerkannte Minderheiten, die alle internationalen Minderheitenschutz genießen: die Dänen, Friesen, Sorben sowie die Sinti und Roma deutscher Staatsangehörigkeit. Italien hat 14 sprachlich-kulturelle Gemeinschaften anerkannt – dazu gehören u. a. die knapp 100.000 Arberesh-Albaner, 20.000 Griechen und 650 Zimbern. In der Ukraine sind es 130 unterschiedliche Nationalitäten, von denen die 8 Mio. Russen die größte sind. In Russland schließlich wurden 2010 im Zensus 193 Minderheitengruppen mit 277 Sprachen aufgelistet, die knapp 20 % der Bevölkerung ausmachen.

So zeigt sich bei genauem Hinsehen, dass sich in Europa eine Vielfalt unterschiedlich großer autochthoner Gemeinschaften findet.

Die meisten leben konfliktfrei und sind wohl gerade deshalb weitgehend unbekannt und unbemerkt. Andere sind in zum Teil blutige Konflikte involviert und finden daraufhin die Aufmerksamkeit der Medien.

Die autochthonen – sprich: traditionell ansässigen – Minderheiten sind aufgrund von Veränderungen von Staatsgrenzen entstanden oder als Ergebnis von Migrationsbewegungen, die teilweise viele Jahrhunderte zurückreichen. Dabei haben sie oftmals ein Zugehörigkeitsland oder auch eine Titularnation, einen „Kin-State“, in dem die gemeinsame Sprache und Kultur dominiert. So ist Dänemark Kin-State der Dänen in Deutschland, Slowenien der Slowenen in Österreich. Deutsche Minderheiten in Mittel- und Südosteuropa beziehen sich teilweise auf sowohl die Bundesrepublik Deutschland als auch Österreich.

Andere Minderheiten haben keinen Kin-State, sondern sind auf sich selbst und auf den guten Willen der Staaten angewiesen, in denen sie leben. So sind die Sorben in Deutschland ein Volk ohne Kin-State. Ihre sprachlich-kulturelle Existenz ist von staatlicher Förderung seitens der Bundesländer Brandenburg und Sachsen sowie der Bundesregierung abhängig. Die Friesen in den Bundesländern Schleswig-Holstein und Niedersachsen haben ebenfalls keinen Kin-State; aber sie identifizieren sich stark mit den Friesen in den Niederlanden. So bilden die Friesen eine grenzüberschreitende sprachlich-kulturelle Wertegemeinschaft ohne eigenen Staat.

Manchmal fällt es schwer, zwischen regionalen Eigenarten der Sprache und Kultur einer dominanten Gruppe einerseits und der Exis-

tenz einer nationalen Minderheit andererseits zu unterscheiden. Die meisten der ca. 50.000 Nordfriesen in Schleswig-Holstein identifizieren sich als Deutsche, bis zu 8.000 von ihnen sprechen allerdings einen der neun friesischen Dialekte und weitaus mehr bezeichnen sich auch als Friesen. Lediglich ca. 1.000 Nordfriesen verstehen sich demgegenüber als nationale Minderheit. Von außen betrachtet gibt es keine Unterschiede zwischen „regionalen“ und „nationalen“ Friesen. Sie werden als Volksgruppe bezeichnet. Die national gesinnten Friesen arbeiten eng mit der dänischen Minderheit zusammen, u. a. politisch in der Partei SSW – Südschleswigscher Wählerverband –, die dem Landtag Schleswig-Holsteins seit 1958 ununterbrochen angehört, von 2012 bis 2017 auch in der Koalitionsregierung von SPD, Grünen und SSW mitwirkte und seit September 2021 erstmals seit 1953 wieder mit einem Mandat im Deutschen Bundestag vertreten ist. Dies ist möglich aufgrund einer Ausnahme für Parteien nationaler Minderheiten, die seit 1953 von der Fünf-Prozent-Sperrklausel bei Bundes- und seit 1955 bei Landtagswahlen in Schleswig-Holstein befreit sind.

Das Bewusstsein und die Selbstidentifikation sind für Minderheiten entscheidend: Minderheit zu sein, ist eine Frage des persönlichen Bekenntnisses zu einer anerkannten Gemeinschaft. So können auch Deutsche, Polen oder Syrer Friesen werden, wenn sie sich mit der friesischen Minderheit identifizieren; dabei gibt es in Deutschland keine anerkannte polnische oder syrische nationale Minderheit. Die Verbände der Polen in Deutschland, von denen die meisten nach 1989 in die Bundes-

republik gekommen sind, forderten wiederholt die Anerkennung als nationale Minderheit unter Hinweis darauf, dass die Deutschen in Polen als solche anerkannt werden. Dadurch wird ein Anspruch auf eine symmetrische Minderheitenkonstellation erhoben, die so aus deutscher Sicht nicht gerechtfertigt ist. Dies gab und gibt Anlass zu diplomatischen Verstimmungen.

So gilt das freie Bekenntnis jeweils nur zu einer anerkannten Gemeinschaft. Der Staat bestimmt, welche Gruppen als nationale Minderheiten anerkannt werden oder nicht, obgleich es sehr wohl Minderheiten gibt, die auch ohne offizielle Anerkennung unbestreitbar existieren. Der Staat definiert die Kriterien. Dabei gibt es zum Teil erhebliche Unterschiede. So sehen Norwegen, Schweden und Finnland die Roma als nationale Minderheiten, während Dänemark sie als Migranten definiert. In der Tschechischen Republik gelten Vietnamesen als nationale Minderheit, während sie in Deutschland als Bevölkerungsteil mit Migrationshintergrund gesehen werden. So kann eine Gruppe in einem Staat autochthon, im Nachbarland als allochthon definiert werden.

Die meisten der über 400 nationalen Minderheiten werden oftmals übersehen, obgleich ihr Beitrag für Europa bedeutsam ist. Wer genau hinsieht und hinhört bei Reisen und Begegnungen, wird Minderheitensprachen und -kulturen unschwer entdecken. Nicht nur in Südtirol, Schlesien, Siebenbürgen, Schleswig oder auf Sardinien. Minderheiten finden sich überall und machen mit ihren Steinen das Mosaik Europa vielfältiger und somit reicher.

st Jørgen Kühl

DOKUMENTATION

Thematisch wichtige Aussagen des Koalitionsvertrages

- Wir setzen den geplanten Fonds aus der 19. Wahlperiode zur Abmilderung von Härtefällen aus der Ost-West-Rentenüberleitung auch für jüdische Kontingentflüchtlinge und Spätaussiedler um. (S. 74)
- Die nationalen Minderheiten – die dänische Minderheit, die friesische Volksgruppe, die deutschen Sinti und Roma sowie das sorbische Volk – sind selbstverständlicher Teil unserer vielfältigen Gesellschaft. Das gleiche gilt für das kulturelle Erbe der Vertriebenen, Aussiedlerinnen und Aussiedler sowie der Spätaussiedlerinnen und Spätaussiedler. (S. 118)
- Die Initiative *Minority SafePack* unterstützen wir proaktiv und setzen sie in Deutschland um. Projekte für den Erhalt und die Entfaltung der Minderheiten, ihrer Sprachen und Kultur bauen wir aus. (S. 121)
- Wir stehen zu unserer humanitären Verantwortung und den Verpflichtungen, die sich aus dem Grundgesetz, der Genfer Flüchtlingskonvention (GFK), der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) und dem Europarecht ergeben, um Geflüchtete zu schützen und Fluchtursachen zu bekämpfen. (S. 138)
- Wir wollen die Ursachen von Flucht angehen, damit Menschen in Sicherheit und Würde leben können. Wir werden zudem die ausbeuterischen Verhältnisse auf den Fluchtwegen und Schleuserkriminalität bekämpfen. (S. 142)
- Wir wollen die Rechte von Minderheiten auf internationaler Ebene und insbesondere innerhalb der EU stärken. (S. 147)



Afflerbach, Holger

Auf Messers Schneide. Wie das Deutsche Reich den Ersten Weltkrieg verlor

München: C.H.Beck, 2022; 664 S., mit 40 Abb. und 11 Karten, Softcover, € 18,95 – ISBN 978-3-406-77743-1

Stand der Ausgang des Ersten Weltkrieges „auf Messers Schneide“? Der Autor zeichnet die militärischen Entwicklungen nach, analysiert die politisch-strategischen Entscheidungen und zeigt, dass der Krieg auch anders hätte ausgehen können: Ein deutscher Sieg war schon nach dem Scheitern der Westoffensive im Herbst 1914 in weite

ferne gerückt, doch gibt es nicht nur Sieg oder Niederlage. In seinem Buch zeigt Holger Afflerbach, dass ein Remis das logische Ergebnis des Ersten Weltkrieges gewesen wäre – wenn die deutsche Führung nicht schwere Fehler begangen hätte. – Diese Monographie, die bereits 2018 erschienen war, liegt nun in einer durchgesehenen Auflage in der Reihe C.H.Beck Paperback vor.



Moritz Rauchhaus/Tobias Roth (Hrsg.)

Feindflugblätter des Zweiten Weltkrieges

Mit einem Nachwort von Christiane Caemmerer

Berlin: Das kulturelle Gedächtnis, 2020; 288 S., durchgängig vierfarbig, geb., mit Kopffarbschnitt, Prägung und Lesebändchen € 28,00 – ISBN: 978-3-946990-41-3

Die Auflagezahlen der Feindflugblätter erreichten schwindelerregende Höhen, ihre Bildgewalt und psychologische Tücke sollte regelrecht überwältigen, und ihr Besitz war strengstens verboten. Der Zweite Weltkrieg hat auch diese Form der Propagandakunst auf ein neues Niveau gehoben, und damit deutliche Spuren in der Bildsprache und

Typographie des 20. Jahrhunderts hinterlassen. Die Spannweite der hier versammelten 85 amerikanischen, britischen, französischen, sowjetischen und deutschen Blätter reicht vom kleinen Gedicht auf magerem Papier über das aufwendige, knallbunte Comic bis hin zu Ratschlägen zur Selbstverstümmelung, die sich in Streichholzbriefchen verbergen.



Tim Präse

Hans-Erdmann Schönbeck: „... und nie kann ich vergessen“. Ein Stalingrad-Überlebender erzählt von Krieg, Widerstand – und dem Wunder, 100 Jahre zu leben

München: Heyne, 2022; 288 S. mit Fotos im Text u. Bildteil, Hardcover, € 18,00 – ISBN: 978-3-453-21830-7

Hans-Erdmann Schönbeck wurde schwerstverletzt als einer der letzten aus Stalingrad ausgeflogen. Mit knapp 100 Jahren hat er nun gemeinsam mit dem Autor Tim Präse zurückgeschaut: auf seinen inneren Widerstand gegen Hitler, in dessen Nähe er Dienst tat, und auf seine Karriere in der Automobilindustrie. Immer bleibt er vol-

ler Demut und Dankbarkeit, gerettet worden zu sein. Mit dem großen Wissen, was Freiheit und Diktatur wirklich bedeuten, spricht er über alte und neue Werte. Und das, was uns Menschen zusammenhält. Ein einfühlsames Porträt und ein Appell an die Menschlichkeit von einem der letzten Stalingrad-Überlebenden.



Barbara Cassin

Nostalgie. Wann sind wir wirklich zuhause?

Übersetzt von Christine Pries – Berlin: Suhrkamp, 2021; 142 S., geb., € 22,00 – ISBN 978-3-518-58770-6

In ihrem Essay erforscht die Autorin das Spannungsfeld von Flucht, Exil und der Sehnsucht nach einer Heimat. Sie geht diesen universellen Themen nach, indem sie zwei Gründungstexte der westlichen Kultur aufs Neue interpretiert: Homers „Odyssee“ und Vergils

„Aeneis“, zwei Irrfahrten durchs Mittelmeer auf der Suche nach einem Zuhause. Anschließend diskutiert sie im Blick auf das Werk der Exilantin Hannah Arendt, wie die Sehnsucht nach Heimat angesichts ihrer oft fatalen Folgen neu gedacht werden sollte, nämlich in Begriffen der Sprache statt des Territoriums.



Hubert Mingarelli

Ein Wintermahl

Roman. Aus dem Französischen von Elmar Tannert

Cadolzburg: Ars Vivendi Verlag, 2020; 142 S., geb., € 18,00 – ISBN 978-3-7472-0178-7

Noch vor der Tagwache machen sich drei Wehrmachtssoldaten auf, um in der verschneiten Umgebung versteckte Juden zu finden. Nachdem sie einen jungen Mann gefangen genommen haben, suchen sie auf dem Rückweg in einem verlassenem Haus Schutz. Während sie darauf warten, dass das Feuer im Ofen brennt, treten ihre persönlichen Bedürfnisse

und Sorgen allmählich in den Hintergrund; und das unfassbare Grauen, in dem sie stecken, bekommt ein neues Gewicht. – Auf kleinem Raum erzählt Hubert Mingarelli von zweifelhaften Gnadenakten, undenkbarer Schuld und der Banalität des Bösen, schlicht und eindringlich. Eine bewegende Geschichte über die Grundwerte des menschlichen Handelns und die erschreckend simple Logik der Pflichterfüllung in dunklen Zeiten.

Impressum

Herausgeber und Verlag: Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e. V.

Der stellvertr. Vorstandsvorsitzende
Ulrich Bonk (v. i. S. d. P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51
BIC: WELADED1MST

**Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung
und Anzeigenannahme:** Esther Lüchtfeld
(sekretariat@der-westpreusse.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@der-westpreusse.de) /
Redaktionsleiter;

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@der-westpreusse.eu) /
Ressort PANORAMA;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@der-westpreusse.de) /
Ressorts VORSPANN SOWIE POLITIK UND GESELLSCHAFT;

Ursula Enke (u.enke@der-westpreusse.de) /
Text- und Bildredaktion

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)
für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)
für Marienburg, Bartosz Skop (Elbląg) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Der Westpreuße

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 0 25 06 / 30 57-50, Fax 0 25 06 / 30 57-61
sekretariat@der-westpreusse.de
www.der-westpreusse.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserzuschriften:

leserpost@der-westpreusse.de

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:
MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn-Bad Godesberg

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

Auflage: 1.000 Exemplare

Der Westpreuße / Begegnungen mit einer europäischen

Kulturregion erscheint alle drei Monate (im März, Juni,
September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt
halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im
Ausland jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei
Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße / Lands-
mannschaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines
entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich
oder jährlich € 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-.
Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier
ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7 % enthalten. Bestellungen beim Verlag.
Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei
Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres
gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall
höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit
Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem
Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder.
Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt
die Anzeigenpreislise Nr. 2.

Autorinnen und Autoren

Professor Dr. Dr. h. c. mult. Udo Arnold – Prof. (i. R.) für Mittelalterliche
und Neuere Geschichte und Didaktik der Geschichte an der Universität Bonn;
Ehrevorsitzender der *Historischen Kommission für ost- und westpreußische
Landesforschung*, 1985–2016 Präsident der *Internationalen Historischen Kom-
mission zur Erforschung des Deutschen Ordens*; Autor einer Vielzahl von Ver-
öffentlichungen zur Geschichte des Deutschen Ordens und Herausgeber
umfangreicher Quellen- und Forschungsreihen.

Prof. Dr. Christofer Herrmann – Studium der Kunstgeschichte, deutschen
Volkskunde, Slawistik und Politikwissenschaft an der Universität Mainz, 1993
Promotion; 1995–2006 Professor am Lehrstuhl für Germanistik der Universität
Allenstein. 2005 Habilitation an der Universität Greifswald. 2006–2019 Profes-
sor am Institut für Kunstgeschichte der Universität Danzig. 2015–2019 Durch-
führung eines Forschungsprojekts zum Hochmeisterpalast auf der Marienburg.
Ab 2020 Leiter des Forschungsprojekts „Mittelalterliche Architektur in Livland
(Estland / Lettland)“ am Institut für Kunstgeschichte der Universität Mainz.

Alexander Kleinschrodt M. A. studierte Musikwissenschaft, Kunstgeschichte
und Germanistik, er arbeitet als freier Kulturwissenschaftler und Autor;
zudem übernimmt er regelmäßig Lehraufträge an der Universität Bonn. Seit
2018 ist er Vorstandsmitglied der Westpreußischen Gesellschaft.

Prof. Dr. Jørgen Kühl studierte Geschichte, Deutsch und Philosophie / Ideen-
geschichte an der Universität zu Aarhus, 1994 Promotion dortselbst; seit
2018 ist er Honorar-Professor für Minderheitenforschung an der Europa-
Universität Flensburg.

PD Dr. Gisela Parak studierte Kunstpädagogik und Kunstgeschichte an der
Akademie der Bildenden Künste und der LMU München, promovierte eben-
dort und habilitierte sich 2015 an der Akademie der Bildenden Künste Stutt-
gart. Sie arbeitet seit 2003 als Wissenschaftlerin und Kuratorin im Bereich
Kunst- und Kulturgeschichte mit zahlreichen Buchveröffentlichungen und
ist seit November 2021 Direktorin des Westpreußischen Landesmuseums in
Warendorf.

Dr. habil. Magdalena Saryusz-Wolska studierte Film- und Kulturwissen-
schaften sowie Soziologie an den Universitäten Lodz, Gießen und Mainz.
2008 wurde sie promoviert und habilitierte sich 2016. Seit 2015 arbeitet sie
am Deutschen Historischen Institut Warschau, wo sie polnische und deutsche
Erinnerungskulturen und Geschichtsbilder erforscht. Zuletzt veröffentlichte
sie *Mikrogeschichten der Erinnerungskultur* (2022). Sie ist zudem als Über-
setzerin und Redakteurin tätig.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Päd-
agogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin
an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat
der Kulturstiftung Westpreußen.

Bartosz Skop studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-
Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehe-
maligen Ost- und Westpreußen und Aufsätzen zur Kirchen- und Orgelbau-
geschichte dieser Region; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet
er gegenwärtig am Schloss-Museum in Marienburg.

Andreas Urbanek wuchs in Schlesien auf, lebt und arbeitet aber seit mehreren
Jahrzehnten in Nürnberg. Er beschäftigt sich mit Bier und dessen Geschichte
und engagiert sich in verschiedenen Vereinigungen wie dem *Internationalen
Brauereikultur-Verband* oder (zudem als Vorstandsmitglied) der *Gesellschaft
für Geschichte des Brauwesens* (GGB). Seit 25 Jahren braut er auch selbst. –
Seit 2004 ist er mit mehreren Monographien und historischen Beiträgen zur
regionalen Braugeschichte hervorgetreten.

Von Krieg und Frieden.

Wie gerne wolte ich doch dieses Capitels ganz und gar überhoben seyn / aber es hilft nicht / die Gewohnheit lässet es nicht zu. Gemeiniglich geschichts / daß diejenigen / welche am wenigsten von der Sterne Lauff verstehen / am meisten davon pronosticiren. Da doch bekannt / daß es bey denen Kriegführenden hohet Hauptern stehet / Friede zu machen / wann sie wollen ; und nicht bey dem Gestirn. Es gehet mit denen Kriegführenden fast zu / gleich wie mit denen Spielern. Der Gewinner will gern sein Glück noch ferner fortsetzen / und der Verspieler wil nicht gern aufhören / biß er das Seinige wieder habe. Beydes ist doch unmöglich. Ein Krieg ist wol leicht angefangen / und zwar durch einen einigen Potentaten / welcher den andern anfället. Aber das Ende kan nicht anders / als mit beyder Partheyen Bewilligung / gemacht werden. Ehe sich nun hierinnen zwey widerwärtige Köpffe vergleichen / wäret es lange / zumahl wo sie von gleichem Verstande / Klugheit / Reichthum und Kräfften seyn. Wir haben bißher manche schöne Friedens-Blicke am Himmel gehabt / wie in denen vorhergehenden Jahren gemeldet worden. Und hätte man dencken sollen / es würde Friede werden ; Aber wir müssen je länger je mehr über die grosse Last des Krieges seuffzen / und zwar um unserer Sünden willen. Liessen sich die Menschen den Geist Gottes regieren / so würde der Krieg bald ein Ende nehmen / die Sterne würden es nicht wehren. So aber gehet es / wie wir es treiben.

Dieser vor 300 Jahren veröffentlichte Text hat in der Sicht auf „Krieg und Frieden“ und die Willkür der Potentaten eine überraschende Aktualität gewonnen und soll diese Ausgabe nachdenklich beschließen. Er stammt aus Paul Paters „Kunst- und Tugend-Kalender“, der im Inneren des vorliegenden Heftes eingehend betrachtet worden ist. – Die Transkription lautet:

Wie gerne wolte ich doch dieses Capitels ganz und gar überhoben seyn / aber es hilft nicht / die Gewohnheit lässet es nicht zu. Gemeiniglich geschichts / daß diejenigen / welche am wenigsten von der Sterne Lauff verstehen / am meisten davon pronosticiren. Da doch bekannt / daß es bey denen Kriegführenden hohen Hauptern stehet / Friede zu machen / wann sie wollen ; und nicht bey dem Gestirn. Es gehet mit denen Kriegführenden fast zu / gleich wie mit denen Spielern. Der Gewinner will gern sein Glück noch ferner fortsetzen / und der Verspieler wil nicht gern aufhören / biß er das Seinige wieder habe. Beydes ist doch unmöglich. Ein Krieg ist wol leicht angefangen / und zwar durch einen einigen Potentaten / welcher den andern anfället. Aber das Ende kan nicht anders / als mit beyder Partheyen Bewilligung / gemacht werden. Ehe sich nun hierinnen zwey widerwärtige Köpffe vergleichen / wäret es lange / zumahl wo sie von gleichem Verstande / Klugheit / Reichthum und Kräfften seyn. Wir haben bißher manche schöne Friedens-Blicke am Himmel gehabt / wie in denen vorhergehenden Jahren gemeldet worden. Und hätte man dencken sollen / es würde Frieden werden ; Aber wir müssen je länger je mehr über die grosse Last des Krieges seuffzen / und zwar um unserer Sünden willen. Liessen sich die Menschen den Geist Gottes regieren / so würde der Krieg bald ein Ende nehmen / die Sterne würden es nicht wehren. So aber gehet es / wie wir es treiben.